PZ 31
.D4
v. 29
Copy 1

FT MEADE
GenColl

Unter den Tannen.

LIBRARY OF CONGRESS.
PZ31
Chap. ..... Copyright No. .....
Shelf D4
.....Y.2
UNITED STATES OF AMERICA.

Deutsche Evangelische

Jugend-Bibliothek.

Neunundzwanzigstes Bändchen

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

EDEN PUBLISHING HOUSE.
St. Louis, Mo.
1900.

PZ31
.D4
05.29

Entered, according to Act of Congress, in the year 1900,
BY A. G. TŒNNIES,
in trust for the Eden Publishing House, in the office of
the Librarian of Congress at Washington, D. C.

Unter den Tannen.

Eine Weihnachtsgeschichte

— von —

Klara Berens.

EDEN PUBLISHING HOUSE,
1716-1718 Chouteau Avenue,
St. Louis, Mo.

83429

Library of Congress
TWO COPIES RECEIVED
DEC 3 1900
Copyright entry
Dec. 3, 1900
No. a 29409
SECOND COPY
Delivered to
ORDER DIVISION
DEC 10 1900

PT3919
.B53 U6
1900

Inhalt.

	Seite
1. Kapitel.—Franz	5
2. Kapitel.—Die Drillingsbäume	16
3. Kapitel.—Felix	25
4. Kapitel.—Ein Weltkind	35
5. Kapitel.—Ted	39
6. Kapitel.—Die alte Katrin	47
7. Kapitel.—Heimatlos	57
8. Kapitel.—„Kein Raum in der Herberge"	62
9. Kapitel.—Dieb und Lügner	71
10. Kapitel.—Zwei Rezepte	81
11. Kapitel.—Der Segen der alten Katrin	89
12. Kapitel.—In Pineland	94
13. Kapitel.—Unter den Tannen	105
14. Kapitel.—Zur Ruhe	113

Unter den Tannen.

1. Kapitel.—Franz.

„O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter," pfiff es helltönend durch den winterlichen Forst. Die Pelzmütze tief über die Ohren gezogen, die kurze Jacke, die von außen wie von Leder aussah, innen aber dick wattiert war, fest zugeknöpft, die Hände in den warmen Hosentaschen, die kräftigen Beine bis hoch über die Knie von Filzstiefeln umschlossen, — so ausgerüstet, mit der Säge unter dem Arm, ging an einem Dezembertag bei 20 Grad unter Null Franz Hiller, ein stämmiger Bursche von dreizehn Jahren, durch den väterlichen Tannenwald. Ihm war beim Frühstück der Auftrag geworden, eine Fuhre Christbäume herzurichten und zur weiteren Verschickung nach der fünf Meilen entfernten Bahnstation zu bringen.

„Wo kommen alle die vielen Christbäume her, die alljährlich auf den Märkten der großen Städte zum Verkaufe ausgeboten werden?" diese Frage, die wohl manchmal ältere Köpfe noch beschäftigt, hätte Franz schon mit fünf Jahren beantworten können, denn dem armen Klei-

nen hatte man nie etwas vom Christkind erzählt oder den Glauben an den Weihnachtsmann, der den schöngeschmückten Tannenbaum bringe, beigebracht. Sobald Franz laufen konnte, war er schon mit dem Vater in den Wald gegangen, „Christbäume" abzusägen. Farmer Hiller machte jedes Jahr ein schönes Stück Geld mit seinen jungen Tannen, und wie er, so machten es viele Farmer in Wisconsin und Minnesota, die auf ihren Heimstätten größere oder kleinere Strecken fanden, die dicht mit jungen Tannen bewachsen waren, die keine menschliche Hand gepflanzt, sondern Gottes großer Säemann, der Sturmwind, gesäet. Wozu wohl? Damit die Menschenkinder „Christbäume" haben sollten.

Ob dieser Gedanke wohl durch Franzens Kopf ging? Er wechselte plötzlich die Melodie seines Pfeifens:

„Von Gott kommt alles her,
Der Strohhalm und die Sterne,
Das Sandkorn und das Meer.
Von ihm sind Busch und Blätter
Und Korn und Obst von ihm,
Das schöne Frühlingswetter
Und Schnee und Ungestüm.
Alle gute Gabe kommt her von Gott, dem Herrn,
Drum dankt ihm, dankt, drum dankt ihm, dankt
Und hofft auf ihn."

Franzen war bisher niemals ein Christbaum geschmückt worden. Zu Weihnachten, wenn der Vater gute Geschäfte mit den Bäumen gemacht hatte und auch Korn und Hafer, Kartoffeln und was es sonst noch für einen

Farmer zu verkaufen giebt, gut geraten war und zur selben Zeit auch gute Preise gebracht hatte, dann brachte er wohl seinem einzigen Kinde etwas vom Weihnachtsmarkt mit, ein buntes Taschentuch und für wenige Cents Zuckerwerk, einmal auch sogar ein Bilderbuch. Manchmal ging aber auch Weihnachten vorbei, ohne irgend etwas Besonderes gebracht zu haben, die „schlechten Zeiten" mußten dann die Schuld haben; oder die Scheunen hatten in dem Jahr vergrößert werden müssen. Es konnte doch von den Hunderten, die Farmer Hiller schon auf der Bank oder in einem sehr heimlich verborgenen Strumpf angesammelt hatte, unmöglich etwas für „Verschwendung" verausgabt werden, und dazu rechnete er diese kleinen Gaben für sein Kind.

Herr Hiller war von Natur etwas genau, wenn es ans Geldausgeben kam. Dazu meinte er auch noch durch ein besonders schweres Schicksal zur äußersten Sparsamkeit berechtigt zu sein. „Die kranke Frau zu Hause", wobei „die Wirtschaft immer mehr zurück geht," — das war so ein beliebtes Thema, welches immer als Vorwand galt und niemals erschöpft wurde, denn seine Frau war und blieb kränklich von der Zeit an, da Franz geboren, bis zu ihrem Tode, da Franz dreizehn Jahre alt war. Der Arzt hatte zwar in diesen Jahren auch nicht viel aus Herrn Hillers Haus getragen. Es stand von Anfang an fest bei dem Farmer: Sie hat die Auszehrung, und dabei kann kein Doktor helfen.

Frau Hiller hatte alle diese Jahre hindurch, so viel es ihre Kräfte erlaubten und sehr häufig auch darüber

hinaus, alles im Hause sehr ordentlich und reinlich gehalten und an Flicken und Stopfen, Spinnen und Nähen ihre redliche Schuldigkeit gethan. Aber ins Feld hatte sie nicht mit gekonnt, hinter dem Pfluge war sie nie hergegangen. Garben hatte sie keine gebunden und zum Kühemelken und zur Stallarbeit langten ihre Kräfte nicht. Eine Magd hatte sie sich nicht gegönnt, aber ein Knecht mußte gehalten werden, und daß sein Lohn von den Einkünften des Landes abgezogen werden mußte, hatte sie zeitlebens als eine schwere, persönliche Schuld empfunden. Ihres Mannes Klagen über sein schweres Schicksal, eine kränkliche Frau zu haben, hatte sie mit einem Gemisch von Schuldbewußtsein und Bitterkeit über sich ergehen lassen.

Stillschweigend hatte sie geholfen, gespart, wo und wie sie nur konnte und sich selbst niemals mehr als das Notdürftigste gegönnt. Aber ihrem Wesen hatte sich etwas jammervoll Mürrisches aufgeprägt, ihr Gemüt wurde von Jahr zu Jahr mehr verbittert.

Frau Hiller war als junge Ehefrau fremd in die Gegend gekommen; sie hatte vor ihrer Erkrankung wenig Bekanntschaft gesucht. Ihr stilles, mürrisches Wesen hernach machte ihr auch keine Freunde. Es fühlte sich keine der vielbeschäftigten Farmerfrauen des Settlements verpflichtet, Frau Hiller zu besuchen und durch freundlichen Zuspruch aufzumuntern. Man mied vielmehr das Haus, und Farmer Hiller wurde es bald zur Gewohnheit, sein Pfeifchen beim Nachbar zu rauchen,

wenn die Feldarbeit gethan war. Pastor und Kirche gab es noch nicht in der weitläufig besiedelten Gegend, Frau Hiller war auch ohne viel Schule und Kirche aufgewachsen, sie entbehrte kaum, was sie nicht kannte.

So schleppte sie ihr freudloses Dasein dreizehn Jahre lang hin. Ihre Gestalt verfiel immer mehr, ihr Gang wurde von Jahr zu Jahr langsamer und schleppender, bis sie eines Morgens, als ihr Mann aus tiefem Schlaf erwachte, mit klangloser Stimme sagte: „Ich kann nicht mehr aufstehen und Frühstück machen; rufe Franz.“

Franz machte es dann so gut er's konnte, und der Vater ging, über sein schweres Schicksal murrend, aufs Feld, ohne daß ihm auch nur einmal der Gedanke zu kommen schien, sich weiter nach seiner Frau umzusehen. Den Kaffee, den Franz der Mutter ans Bett brachte, wies sie mit schwacher Handbewegung ab: „Ich kann nicht mehr,“ flüsterte sie, richtete sich dann aber plötzlich auf und sagte mit großer Anstrengung: „Mir wird so angst, rufe den Vater!“

„Es verlohnt sich nicht mehr, den Doktor zu holen,“ meinten dann die in Eile herbeigeholten Nachbarinnen, „sie macht's nicht mehr lang.“ Bis zum Abend hatte Frau Hiller ihre Seele ausgehaucht, und ihr Mann hatte neue Ursache, über sein schweres Schicksal zu klagen, daß ihm auch gerade jetzt, in der eiligsten Arbeitszeit, die Frau sterben mußte.

In dieser freudlosen Umgebung waren Franzens Kinderjahre vergangen. Die Mutter ließ ihn bis zu der

Zeit, da er schulpflichtig war, selten aus den Augen, und dann nur mit dem Vater in den Wald oder aufs Feld. Er hatte es niemals anders gekannt, und so machte er sich auch nie viele Gedanken darüber, daß es noch etwas anderes als dieses stille einsame Leben geben könnte.

Schule gab es in Hillers Distrikt nur während der von der Regierung festgesetzten vier Monate, und weil die Farmer der Umgegend so ziemlich alle nicht viel „aufs Lernen" gaben, machten sie es sich so billig wie möglich. Eine Frauensperson that's für weniger Geld als ein Mann; daß deren schwache Autorität nicht ausreichte, die großen, oft mutwilligen und meist zum Lernen trägen Söhne in der für das Gedeihen einer Schule nötigen Ordnung zu halten, kümmerte sie wenig. Höchstens, daß der eine oder der andere seine Kinder unter dem Vorwand: „Sie lernen bei den Weibsbildern ja doch nichts," zur Arbeit zu Hause behielt.

Franz machte in der Schule nicht viele Störung. Er war von Natur still und schüchtern und schloß nicht leicht Bekanntschaft mit den anderen Kindern. Man hielt ihn sogar für etwas einfältig, denn er kam ein Jahr nach dem anderen nicht aus dem "Spellingbook". Das hatte aber seine Ursache darin, daß er von der Sprache, in welcher der Unterricht gegeben wurde, absolut nichts verstand. Mit der Zeit lernte er jedoch etwas englisch lesen.

Die Farmer, Herr Hiller voran, schimpften genug darüber, daß ihre Kinder nur Englisch lesen lernten. Die Regierung sorgt freilich nur dadurch dafür, daß der

Jugend der Vereinigten Staaten Gelegenheit geboten wird, die Landessprache zu erlernen, daß sie drei oder vier Monate lang den englischen Schulunterricht bietet. Daß ihren Kindern die ganze übrige Zeit des Jahres blieb, Deutsch zu lernen, wenn die Väter es sich etwas kosten lassen wollten, schien diesen gar nicht in den Sinn zu kommen.

In der ersten Zeit, nachdem Frau Hiller gestorben, halfen die Nachbarinnen, und dann besorgte Franz, so gut er es verstand, den Haushalt.

„Ohne Frauensperson im Haus geht es nicht," meinte der Vater schon, als kaum der erste Regen auf den Grabhügel gefallen war. Sechs Wochen später wußte schon jeder Nachbar, daß Hiller sich nach einer passenden Person umsah. Sie mußte natürlich auch etwas haben und gesund sein. Es dauerte auch nicht allzulange, da hatte er „sie" gefunden. Und dann kamen andere Zeiten für Franz.

Der Krämer des Städtchens, in dem Hiller sein Getreide auf den Markt brachte, machte ihn zuerst auf die „passende Person" aufmerksam. Sie betrieb einen Kleinhandel mit Knöpfen, Spitzen, selbstverfertigten Kleidungsstücken und Handarbeiten. Sie hatte aber gar nichts dagegen, ihren Laden aufzugeben und einen wohlhabenden Farmer zu heiraten, wenn er ihr paßte.

Herr Hiller paßte ihr wohl; er war ein ansehnlicher, stattlicher Mann in den besten Jahren; sie war bereits an der „schattigen Seite" der dreißiger Jahre. Aber sein

Haus paßte ihr nicht. Wenn Marie Müller auf den Handel eingehen sollte, mußte Hermann Hiller für eine bessere Wohnung sorgen.

In kurzer Zeit erhob sich dann auch an Stelle des niedrigen, alten Farmhauses ein stattlicher Bau, denn Hiller hatte aus sicherer Quelle erfahren, daß Fräulein Müller von ihrem Vater noch etliche Tausende zu erben habe. Zum neuen Hause gehörten naturgemäß auch passende Möbel. Fräulein Müller wählte dieselben nach Geschmack, und Hiller bezahlte die Rechnung, ohne über sein schweres Schicksal zu klagen, bekam er doch nun eine starke, gesunde Frau.

Als nun der Vater die neue Mutter in das neue Haus einführte, stand Franz da, hemdärmelig, mit den Händen in den Hosentaschen und mit einem Gemisch von Gefühlen im Herzen, die er selbst kaum hätte erklären können. Ehe Marie die Schwelle übertrat, bemerkte sie den Knaben. Rasch entschlossen und energisch, wie sie war, trat sie von ihres Mannes Seite auf Franz zu: „Du gehörst zu uns, laß uns zusammen halten.“ Sie nahm den willenlos Folgenden bei der Hand und so, den Knaben in der Mitte, waren sie dann über die Schwelle getreten und *sie* hatte laut gesagt: „Unsern Eingang segne Gott.“

Das war Franz so verwunderlich, daß er es nie vergaß.

Aber es kam noch besser. So lange Franz sich erinnerte, hatte man sich zu Tisch gesetzt und sofort in die

Schüssel gelangt; war man fertig, so ging jeder, wie er wollte, fort.

„Ich bin's so gewöhnt, daß man zu Tisch betet und hernach dankt," sagte die neue Hausfrau und Mutter vor dem ersten Mahl und faltete die Hände. Franz merkte es sich, und sein Vater erhob keinen Widerspruch; er überließ aber der Frau das Beten beim Tisch.

„Sie hat ihn ganz unter dem Daumen," hieß es bald in der Nachbarschaft, als eine stämmige Magd zur Hilfe in der Wirtschaft genommen wurde. Daß sie aber den Lohn derselben reichlich mit Eiern, Käse, Butter und, wie sie es früher auch gethan, mit Handarbeiten, die sie in der Stadt verkaufte, einbrachte, verriet Vater Hiller nicht. Zum Klagen kam er nicht mehr, denn sie war immer am Singen, und daher hatte Franz seine schönen Lieder, und auch sonst lernte er von der neuen Mutter noch manches. Es war ihm, als wenn er auf einmal aus dem Schatten, in dem er erwachsen, in den Sonnenschein gekommen wäre.

„Bist ja ein wahrhaftiges Heidenkind," hatte sie gemeint, als er gar nichts von Gott und Gottes Wort gewußt. Aber sie hatte nicht gewartet, bis ein Pastor kommen würde, um ihn zu unterrichten; sie fing gleich selbst an. In lauschigen Dämmerstunden, wenn die Arbeit gethan und das Vieh versorgt war, erzählte sie dem Franz Geschichten. Zuerst die biblischen, „weil der Bub so gar nichts weiß," hatte sie entschuldigend gesagt. Ob sie ahnte, daß der Vater auch nicht viel mehr wußte, ob-

gleich er einmal vor langer Zeit konfirmiert worden war?"

„Sie versteht's," sagte Farmer Hiller, wenn ein Nachbar ihn zwickte wegen der Neuerungen seiner Frau. „Was sie thut, hat Hand und Fuß; ich steh mich nicht schlecht dabei."

Und dem Krämer, der ihn nach einiger Zeit fragte: „Gereut es dich, daß du die Marie Müller gefreit?" antwortete er: „Niemals; aber das gereut mich, daß meine Alte und ich es nicht ebenso gehalten; sie war halt anders „genaturt" und ich habe es, weiß Gott, nicht böse gemeint."

So war „die Alte" doch nicht vergessen! Als dann ein schöner, weißer Stein auf dem Kirchhof über ihrem Grabe aufgerichtet wurde, da unterhielten sich die Nachbarn im Laden beim Krämer davon.

„Hillern hätte ich solche Verschwendung nicht zugetraut, ein kleinerer Stein hätte es auch gethan," bemerkte einer.

Der Krämer aber meinte dazu: „Unser Freund Hiller bringt ein Sühnopfer."

„Was mich nur wunder nimmt, ist, daß die Neue es nicht hindert, daß so viel Geld hinaus geworfen wird," meinte ein anderer.

„Ich will euch etwas sagen, Nachbarn: In der einen oder anderen Weise sorgt die zweite Frau immer dafür, daß die erste zu ihrem Rechte kommt. Die Marie Müller ist eine verständige Person, sie mißgönnt gewiß der ersten

ihr Recht nicht. Und was den Hiller anbetrifft, so habe ich's immer gesagt: Dem braucht nur einmal eine, die es versteht, den Finger dazwischen zu stecken, wenn er den Geldgurt zuschnürt. Hätte die Alte nicht so gespart, dann hätte er nicht so geknausert. Es sind allemal beide schuld, wenn es in der Ehe nicht geht, wie es sollte, da verlaßt euch darauf," lautete des Krämers weiser Spruch.

2. Kapitel.—Die Drillingsbäume.

Doch zurück zu Franz unter seinen Tannenbäumen. Der Vater hatte seinem Auftrag hinzugefügt: „Bist jetzt groß genug zu solchen Geschäften.“ Das hatte das Herz des Dreizehnjährigen mit Stolz erfüllt. Aber die Mutter hatte die Freude hineingepflanzt; sie war ihm nachgegangen, als er seine Filzstiefel anzog, und hatte zu ihm gesagt: „Franz, einen Baum suchst du für uns aus, ein recht schön gewachsenes Bäumchen von deiner Größe.“

„Für uns?“ Er traute seinen Ohren kaum.

„Ja, was meinst du denn, wir wollen doch auch wissen, daß Weihnacht ist!“ und dabei hatte die Mutter lustig mit den Augen gezwinkert und Franz war mit einer Weihnachtsvorfreude im Herzen, die ihm ganz neu war, fröhlich pfeifend in den Wald gegangen.

Für einen stämmigen Burschen war es keine schwere Arbeit; bald lagen viele Bündel schöner junger Bäumchen, denen die vollen grünen Zweige fest an den Stamm geschnürt waren, zum Aufladen bereit. Schwieriger fand Franz die Auswahl eines eigenen Christbaumes. Nach dem schönsten spähend, ging er im ganzen Walde umher und pfiff gerade die Melodie: „Der Christbaum ist der schönste Baum,“ als er plötzlich aufmerksam ste-

hen blieb und sich die Merkwürdigkeit betrachtete, wie aus einem alten Stamm, dessen Krone vor Jahren heraus geschnitten worden, drei schöne ebenmäßige Bäume gewachsen waren. Unten waren die Stämme rund gebogen, dann aber strebten sie kerzengerade in die Höhe.

Ihre Größe freilich war sehr verschieden. Franz erfaßte den mittleren: „Du bist der, den ich suche," sagte er und setzte die Säge an, und im Nu war das Bäumchen von seinen Brüdern getrennt. Diese aber, so schien es dem Knaben, standen jetzt wehmütig und verlassen da.

„Gelt," sagte er, „ihr möchtet auch Weihnachten feiern? Ich kann euch zwar nicht alle brauchen, aber mit sollt ihr und sehen, wie die Menschenkinder es machen in der Welt."

Rasch setzte er die Säge wieder an; wohlgefällig betrachtete er den größten der drei Brüder. „Bist ein Prachtkerl, du kommst gewiß in einen Palast." Aber als er den kleinsten abgesägt hatte, that's ihm fast leid. „Du armes Bürschchen hättest auch noch ein paar Jahre wachsen können. Bist eigentlich zu klein zum Mitgehen."

Während er nun die Zweige zusammenschnürte, kam ihm auf einmal der Gedanke: „Es wäre doch schön, wenn mein Baum erfahren könnte, wohin seine Brüder verschlagen werden," und einem plötzlichen Einfall folgend, nahm er einen kleinen Stift, den er von der Schule her in der Tasche trug, und kritzelte ungelenk auf die frisch abgesägte Fläche der Bäume: „Schreibt an Franz Hiller, Pineland, Minnesota."

Dann nahm er seinen Baum über die Schulter und ging seelenvergnügt seiner Wohnung zu; er mußte nun erst Pferde und Wagen holen, um seine Fuhre aufzuladen.

Frau Hiller hörte sein fröhliches Pfeifen schon von ferne, sie ging hinaus und nahm ihm den Baum ab, dessen ebenmäßigen Wuchs bewundernd. „Geh erst ins Haus und wärme dich und trink eine Tasse Kaffee."

Aber Franz war weder hungrig noch war er kalt. „Die Tage sind so kurz und ich möchte mich noch ein wenig umschauen in der Stadt."

Er wußte, daß der Krämer jetzt allerlei Weihnachtskram ausgestellt hatte.

„Ja, und eine Bestellung habe ich noch," begann die Mutter wieder, und zog unter der Schürze ein Paket hervor. „Du weißt ja, wo die Doktorin wohnt; hier sind Kopftücher, die sie bestellt hat, sie will dieselben zum Fest verschenken. Die Frau ist gut, sie bezahlt immer pünktlich. Von dem Gelde, welches sie dir giebt, bringst du mir vom Krämer mit, was ich dir auf den Zettel geschrieben."

Franz, stolz über den Auftrag, den er ausrichten sollte, versprach alles schön zu besorgen und knöpfte das Paket zur größeren Sicherheit unter sein Wams.

„Ja, und was ich noch sagen wollte," fuhr die Mutter fort, als Franz sich schon zum Gehen wandte: „Das Geld, das du von dem Händler für deine Bäume bekommst, ist dein; sorge nur, daß du gute Geschäfte machst;

Dabei zwinkerte sie wieder so vergnügt mit den Augen.

„Mein!“ Franz war wie aus den Wolken gefallen. Bisher hatte er nie eigenes Geld besessen.

„Ja, dein; ich habe es mit dem Vater so ausgemacht. Es ist alles in Richtigkeit.“

Franz wußte vor Erstaunen kein Wort zu sagen. Die Mutter wartete auch keine Auslassung ab, sie machte, daß sie aus der frostigen Luft in die warme Küche kam.

„Der Bub ist doch ein kurioser Kerl! Worte hat er keine, aber die Seele schaut ihm aus den Augen. Soll mich nur wunder nehmen, was er mit dem Gelde anstellt. Es hat Mühe gekostet, seinen Alten zur Einsicht zu bringen, daß so ein Bub, der mal all das Zusammengescharrte erben soll, bei Zeiten lernen muß, was mit dem Gelde anfangen. Ein Herzensbub ist er, — wenn er nur gut einschlägt.“

„Er wird's schöne Geld verthun;“ hatte der Vater eingewendet, aber Marie hatte gemeint: „Besser jetzt ein paar Thaler, als später dein Ganzes. Jetzt können wir ihm noch beibringen, daß das nicht der rechte Weg ist, mit dem Verdienten umzuspringen.“

Am Abend kehrte Franz bei guter Zeit zurück und machte dadurch des Vater Besorgnis: „Wenn er sich nur nicht vergafft und das liebe Vieh, das doch auch, ehe es dunkel wird, seine Notdurft haben muß, vergißt,“ zu Schanden.

„Er artet dir nach,“ meinte jetzt der Vater, als das fröhliche Pfeifen schon von weitem des Knaben Ankunft meldete.

Marie lächelte. „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über!“ Man kann an des Buben Pfeifen allemal wissen, was sein Herz denkt. Jetzt ist ihm königlich zu Mute, denn er pfeift: „Ein König zog in Salem ein!“

Bald kam Franz mit einigen kleinen Paketen in der Hand ins Haus. „Es ist nimmer so schneidig,“ meinte er auf die besorgte Anfrage der Mutter, ob's ihn auch arg gefroren? Er übergab die beim Krämer besorgten Bestellungen der Mutter, und auf des Vaters etwas unmutiges: „Ein richtiger Bub denkt gar nicht ans Wetter,“ erwiderte er:

„Mir war's nicht kalt, aber den Yankee, der meine Bäume gekauft, hat's so an die Ohren gezwickt, daß er nicht lange gehandelt hat. Er hat schnell das Geld herausgeholt, das ich verlangt habe, und hat gemacht, daß er aus dem Wind heraus hinter den warmen Ofen kam. „Mit dem Hiller ist nicht gut handeln,“ hat er gebrummt. Franz schaute den Vater dabei schmunzelnd an. „Er hat mich wohl gekannt, daß ich zu dir gehöre.“

Damit zog Franz sein Taschentuch, in welches er sein Geld eingeknotet hatte, heraus und zählte die heutige Einnahme dem Vater auf den Tisch. Was die Mutter gesagt, war ihm doch gar zu unglaublich gewesen; er kannte seinen Vater, und daß er das viele Geld behalten sollte, wollte sich nicht in seinem Kopf reimen.

Farmer Hiller zählte und rechnete genau nach, während Frau Marie etwas besorgt von ihrer Arbeit aus den Vorgang beobachtete; würde es den Alten, nun das

schöne Geld vor ihm lag, doch gereuen, und sie selbst dann vor dem Knaben blamiert und Franz dann gewiß enttäuscht sein?

„Ja," nickte Hiller wohlgefällig, „das hast du gut gemacht zum Anfang, hast mehr bekommen für das Stück als ich im vorigen Jahr." Mitdem schob er Franz das Häufchen zu, „das ist dein, verschwende es nicht."

Franz errötete über und über, während er jetzt wohlgefällig das Geld an sich nahm. „Ich dank auch," stotterte er, und darauf blickte ihn der Vater einen Moment ganz verwundert an. Das hatte er von dem Buben am wenigsten vermutet.

„Ich danke auch," diese drei kleinen Worte! Vater Hiller dachte nicht mehr an das Geld, noch an die viele Arbeit und den sauren Schweiß der Jahre, in denen er „für den Buben geschafft". Es wurde ihm ordentlich warm ums Herz bei dem freudigen „Ich dank auch." — Es gab doch noch etwas, was besser that, als Geld zusammenhäufen.

„Hast du denn nichts Besseres als dein Schnupftuch, ums aufzuheben?" fragte er, als Franz das Geld einknotete. „Mutter, du mußt mal dem Christkindel den Auftrag geben, daß es dem Buben eine Geldtasch bringt." Als ob er sich seiner ungewöhnlichen Freigebigkeit schämte, verließ Hiller das Zimmer, um nachzusehen, ob im Stall alles richtig besorgt sei.

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm," dachte Frau Marie, als Franz so wohlgefällig sein Geld ein-

steckte. „Gieb acht, ob das nicht ein Knauserer wird, wie seine Eltern!“

„Nun, Franzel,“ redete sie ihn an, „erzähl mal, was der Weihnachtsmann auf dem Markte hat.“

Der Franz hatte seine Augen offen gehabt und wußte von allerlei schönen Sachen zu berichten.

„Warum hast du denn nichts gekauft?“ forschte sie.

„Ich hab's nicht recht glauben können, daß mir das Geld gehören sollte. Der Krämer hat schon gemeint, ich sollt meinem Vater eine neue Tabakspfeife schenken, so eine mit Blumen bemalt, weißt du, und — Franz stockte; er wollte doch nicht verraten, was er der Mutter ausgesucht.

„Und du wolltest wirklich dein Geld dafür hergeben?“

„Wäre das verschwendet?“ meinte Franz zaghaft, „ich thät's nicht alles hergeben.“

Diese Frage gab Frau Hiller die willkommene Gelegenheit zu einer längeren Unterredung mit ihrem Buben, in der sie ihm den Spruch einprägte: „Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl.“

Später, als der Vater wieder im Zimmer war, erzählte Franz auch, daß er gehört, am Weihnachtsabend sollte in der Kirche in der Stadt ein großer Tannenbaum geschmückt werden, und alle, die wollten, könnten kommen und ihn sehen und das Singen und Beten hören.

„Und da möchtest du dabei sein, gelt?“ forschte die Mutter. „Wie wäre es, wenn wir anspannen thäten?“

Hiller zuckte die Achsel. „Es wird arg kalt sein bei Nacht über die Prärie.“ Jetzt aber war er in seinen eigenen Worten gefangen. „Hast ja gerade gesagt, ein richtiger Bub dürft nicht nach dem Wetter fragen.“

„Es war mir nur wegen deiner,“ meinte er entschuldigend. „Es wäre mir nicht einerlei, wenn du nun auch mit dem Husten und dem Gekrächze anfangen thätest. Ihr Frauensleut könnt die Kält nicht vertragen.“

„Dann müßt ihr Mannsleut schon dafür sorgen, daß wir am Ort eine Kirche und einen Pastor bekommen; es ist auch wegen der jungen Kinder, daß sie nicht wie die Heiden ohne Gottes Wort aufwachsen.“

Es war nicht das erstemal, daß Frau Marie auf dieses Thema zu sprechen kam. Es hieß jetzt schon in der Gegend: „Dem Hiller seine neue Frau ruht nicht eher, bis wir eine Kirche bauen, und was das Schlimmste ist, sie steckt unsere Frauen an mit ihrer Frömmigkeit. Wenn die Mannsleute aber etwas in Frau Hillers Gegenwart dagegen sagten, so bekamen sie gehörig ihre Meinung zu hören, daß sie nur darüber aus seien, ihren Kindern Geld und Gut zu hinterlassen, und sonst dieselben unwissend wie das liebe Vieh aufwachsen ließen. Sie hatte auch gar nichts dagegen, wenn es bald von ihr hieß: „Gottesfürchtig und dreist.“ Dabei hatten doch alle Nachbarn „die Hillern“ gerne. An Besuch und an Arbeit für ihre geschickte Nadel fehlte es ihr nie. Außer dem Hause sowohl wie drinnen war ihr Einfluß spürbar, und es war ein frischer, fröhlicher Geist, der von ihr ausging.

Franzens Christbaum war auch so eine Neuerung in der Gegend, über die viel geredet wurde. Manche meinten, es sei eitel Verschwendung, einen Baum so aufzuputzen, obgleich der Schmuck zum größten Teil aus selbstverfertigtem Backwerk bestand. Aber schon das Jahr darauf brannten in den meisten Farmhäusern die Weihnachtskerzen, und nicht lange danach brauchten die Settler von Pineland die vielen Meilen zur Stadt nicht mehr zurückzulegen, wenn sie zur Kirche wollten; es erhob sich bald ein schmuckes Gotteshaus in ihrer Mitte.

3. Kapitel.—Felix.

An der Wasserstraße in Chicago lag es voll von Weihnachtsbäumen. Dahin war auch endlich Franz Hillers Ladung gekommen. Von dort aus wurden die Bäume in größeren Partien an Unterhändler weiter verkauft. Bis der einzelne Baum schließlich in die Hände der Person kam, die ihn zum Christfest schmücken wollte, hatte er oft den drei- oder vierfachen Preis erlangt, den Franz dafür erhalten.

Dieser würde die Augen wohl weit aufgerissen haben, wenn er die Banknote gesehen hätte, die für den größesten der Drillinge, wie er die drei, einem Stamm entsprossenen Bäume genannt, gegeben wurde. Eine reichgekleidete Dame, in warmen Pelz gehüllt, war einer feinen Kutsche entstiegen und hatte selbst den großen, schön ebenmäßig gewachsenen Baum ausgewählt und ihre Adresse: Doktor Hollmann, Garfield Boulevard angegeben.

Einen Palast würde die Frau Doktor ihr Haus nun zwar nicht genannt haben, aber mancher Palast war wohl nicht reicher ausgestattet, als die großen Säle in der Hollmannschen Wohnung. Dort strahlten am Weihnachtsabend wohl hundert elektrische Lichter aus den mit

Flitterstaat überladenen Zweigen des Christbaumes. Von seinem Tannengrün sah man kaum noch etwas, so voll Putz und Glanz war er. Kerzen für den Weihnachtsbaum hatte man schon mehrere Jahre in dem Hollmannschen Hause nicht mehr gebraucht. Die Frau Doktor hielt das elektrische Licht für viel sicherer.

Den ganzen Tag waren der Knecht, die Kammerjungfer und die Frau Doktor beschäftigt gewesen, den Baum auszuschmücken. Für fröhlichen Kinderjubel, meint ihr? Nein! — Als alles fertig war, das Licht angedreht und die vielen reichen Geschenke aufgebaut waren, da schob man einen Rollstuhl herein und in dem Stuhl zurückgelehnt lag ein blasser, verdrießlich und elend aussehender Krüppel; ein Knabe von etwa zwölf Jahren, aber er sah alt und abgelebt aus.

„Dreht den Stuhl herum, es sind zu viele Lichter, sie thun meinen Augen weh," sagte er weinerlich, anstatt zu jubeln.

Dann brachte man ihm seine Geschenke; er musterte sie, dieses kritisch, jenes teilnahmlos.

„Willst du nicht den schönen Baum ansehen, Herzensfelix?" bat die Mutter nach einer Weile.

„Ach, es ist jedes Jahr dasselbe;" war die verdrießliche Erwiderung „warum bringt ihr nicht einmal etwas Neues?"

Den letzten Satz hörte nur der Vater, der eben hastig ins Zimmer trat.

„Beinahe hätte ich die Christbescherung verpaßt! Ein halbes Stündchen nur habe ich Zeit, mich mit euch

am Christbaum zu freuen. Nun, Felix, mein Sohn, gefällt dir's nicht? Du machst ja kein sehr weihnachtliches Gesicht! Etwas Neues? — Ja, Kind, es giebt wohl nichts Neues an Spielsachen und dergleichen, was du nicht schon gehabt hättest!"

Der Vater sagte es wehmütig, setzte sich dicht neben den Rollstuhl nieder und strich seinem Sohn liebkosend über die mageren Hände. Felix aber zog dieselben unwillig zurück: „Du bist so kalt, du machst mich frieren!"

„Ja, es ist kalt draußen, ungewöhnlich frostiges Weihnachtswetter; wehe den Armen, die jetzt keine Kohlen haben. Kannst du dir das wohl denken, Felix: kein warmes Haus, kein warmes Bett, keine warmen Kleider, kein warmes Essen?"

„Ich bitte dich, lieber Mann, wie kommst du dazu, dem armen Kinde solche Gedanken in den Sinn zu rufen, heute am Weihnachtsabend? Er wird jetzt gewiß eine unruhige Nacht haben."

„Felix verlangte nach etwas Neuem. Alles, was ich eben aufgezählt, wäre jedenfalls etwas Neues für ihn. Laß ihn den Gedanken einmal in sich aufnehmen, er wird dann vielleicht dankbarer für das viele Gute, das er hat."

„Gute, das er hat!" die Mutter sank neben des Knaben Stuhl auf die Knie, legte den Kopf auf die Armlehne und schluchzte: „Mein armes, unglückliches Kind!"

Mit sanfter Gewalt richtete der Doktor seine Frau auf. „Elise!" sagte er vorwurfsvoll, „das ist doch sicher-

lich nicht der Weg, Felix mit seinem Lose auszusöhnen. Komm, laß uns nicht vergessen, daß Weihnachten ist, spiele und singe uns etwas, meine Liebe; ich habe wohl nicht den rechten Ton angeschlagen, es thut mir leid."

„Ich kann nicht spielen und singen!" Unmutig wie vorhin der Knabe, wies sie ihres Mannes Versuch, sie zu beschwichtigen, zurück. „Ich wüßte auch nicht, was ich singen sollte; ich bin längst außer Uebung, das weißt du ja."

„Ich erwarte kein Kunstwerk, ein einfaches Weihnachtslied, damit uns hier unter dem glänzenden Tannenbaum etwas festlich zu Mute wird. Schaue ihn dir doch einmal an, Felix, mein Kind, die Mama hat sich so viele Mühe gegeben, dir denselben so herrlich auszuschmücken."

„Ach was! Als wenn morgen nicht große Gesellschaft geladen wäre! Denkt doch nicht, daß ich glaube, daß das alles für mich geschieht! Sie weiß ja längst, daß mir so viel Flitterei vor den Augen Kopfweh macht."

Mit einem Griff drehte Dr. Hollmann die vielen Flammen des Baumes aus und eine einzige im Kronleuchter an. „Ist es so besser? — Nun laß uns einmal betrachten, was dir das Christkind alles beschert hat?"

„Papa, ich wollte du würdest mich nicht mehr wie ein einfältiges Kind behandeln! Christkind beschert? Denkst du denn, ich weiß nicht, daß Mama alles gekauft hat? Wenn sie es doch bleiben lassen wollte, sie weiß ja, daß mir nichts an Spielzeug liegt, ich kann es ja doch nicht

gebrauchen, die Bilderbücher sind alle eines wie das andere, und das Lesen macht mir Kopfweh, — Susanne," rief er der Wärterin, „schieb meinen Stuhl ins andere Zimmer, es riecht hier so stark nach Tannengrün, der Geruch macht mir übel."

Susanne that, wie Felix befahl. Als sich die Thüre hinter ihm geschlossen, sank seine Mutter mit lautem Aufschrei auf das Sofa nieder: „O Gott, dieser Jammer!"

„Du machst dir das Kreuz schwerer, als es zu sein brauchte. Dadurch, daß du Felix aus thörichtem Mitleid verwöhnst und überladest, wird er übersättigt und unartig, sich selbst und anderen zur Last."

„So sagst du immer. Dein ärztlicher Beruf macht dich hart und herzlos; er stumpft dich ab für das Leid, welches ein Mutterherz fühlt, o Gott, nun schon so viele Jahre! Immer dasselbe, immer dasselbe und keine Besserung!" Sie rang die Hände über ihrem Haupte. „Wenn ein Gott im Himmel wäre, er würde mein Schreien erhören und meinen einzigen Liebling gesund machen!"

„Elise!" Mit sanftem aber festem Griff nahm ihr Mann ihre Hände in seine. „Du hast dich überarbeitet mit diesen vielen Vorbereitungen, daher deine Aufregung. Wenn du doch diese aufreibenden, großen Gesellschaftsabende fahren lassen wolltest! Wozu nur in aller Welt morgen Weihnachtsball bei uns? Eine derartige Festlichkeit würde unter obwaltenden Umständen gewiß keiner deiner Freunde erwarten."

„Etwas muß der Mensch vom Leben haben. Ich kann dann wenigstens ein paar Stunden lang mein Leid vergessen. — Aber, o Gott, um den Jammer hernach doppelt zu fühlen! Georg, giebt es denn kein Mittel? Können wir nicht noch irgend ein Bad, irgend eine Operation versuchen? Du als Vater und Arzt solltest die Hände nicht so in den Schoß legen, — es m u ß geholfen werden!"

„Was menschliche Kunst und Wissenschaft vermag, ist längst geschehen," antwortete er trübe. „Es ist jetzt nur noch eine Frage der Zeit, wie lange Felix noch —" er schluckte hart und seine Stimme versagte.

„Lebt?" Sie schrie es laut. „Mann! und das sagst du mir heute, am Weihnachtsabend?"

„Ich sage es dir nicht zum ersten Mal. Freilich, so deutlich habe ich es noch nicht ausgesprochen. Aber es wird Zeit, daß du dich mit dem Gedanken vertraut machst, wenn es sonst kommt, was nicht mehr abzuwenden ist, wird es dich niederwerfen. Es wird auch Zeit, daß des Knaben Gedanken auf —"

„Auf den Tod vorbereitet werden?" Frau Elise richtete sich mit drohender Gebärde hoch auf. „Nimmermehr soll einer sich unterstehen, dem armen, bejammernswerten Kinde von Tod und Grab zu sprechen. Auch das noch!"

„Ich wollte den Satz vollenden: auf die Ewigkeit gerichtet werden. Wie wäre es, wenn wir einen Prediger bitten würden? —"

„Es soll kein — „Pfaffe" über meine Schwelle kommen!" Sie stampfte aufgeregt mit dem Fuß. „Ich will

ihr Geplärre von „Gott ist die Liebe“, welches sie immer zuerst im Munde führen, nicht hören. Nein, nachdem Pfarrer Morestedt uns ins Gesicht gesagt hat, wir hätten Abgötterei mit dem Kinde getrieben und uns gegen das erste Gebot versündigt, kommt mir keiner von der Sippe wieder ins Haus. Einen Gott, der es nicht leiden kann, daß eine Mutter ihr eigenes, einziges Kind liebt, brauche ich nicht! Ich dachte, wir hätten uns längst über diesen Punkt verständigt.“

„Ich war allerdings durch Pfarrer Morestedts direkte Beschuldigung auch vor den Kopf gestoßen. Doch bin ich jetzt längst zu der Erkenntnis gekommen, daß wir nichts Besseres thun können, als uns in Demut unter die gewaltige Hand eines eifrigen Gottes zu beugen. — Anstatt den Knaben zu verziehen und ihm aus lauter Mitleid sein Leiden immer fühlbarer zu machen, hätten wir längst seinen Sinn von sich selbst und seinem zeitlichen Leid ablenken sollen. Wir hätten ihm nicht jede Unart und Selbstsucht nachsehen sollen. Heute abend ist es mir so recht fühlbar geworden, welche Rute wir uns an dem Kinde gebunden haben.“

„Ich weiß nicht, was du heute hast, Georg! Das arme Kind soll bei all seinem Schmerz und seiner Plage nun auch noch erzogen werden! Wozu? Du sagst selbst, er kann nicht lange mehr leben.“ Die Mutter schluchzte bei dem Gedanken laut auf. „Denke dir, Georg, kein Kind mehr! O, diese Oede des Hauses, diese endlose Einsamkeit! Wozu dann noch das Dasein? Nein, nein,

ich ertrage es nicht! Felix soll und darf nicht sterben, ich halte ihn mit aller Macht der Mutterliebe."

Sie sprach so aufgeregt und wurde so heftig, daß ihr Mann wohl einsehen mußte, daß bei ihrer jetzigen Stimmung nichts auszurichten sei; er schwieg daher über diesen Punkt für heute.

Aber wie heute, so war es jedes Mal, wenn Doktor Hollmann eine Aenderung bezüglich der Erziehung seines Sohnes oder der aufreibenden Vergnügungssucht seiner Frau treffen wollte.

„Als Arzt sollte ich dir eigentlich geradezu die Teilnahme und vornehmlich die Veranstaltung solcher aufregenden Festlichkeiten, wie die auf morgen geplante ist, verbieten," lenkte er das Gespräch ab. „Deine Nerven werden immer mehr angegriffen, es wird ihnen gehen wie einem Bogen, der zu straff gespannt ist."

„Es ist das einzige Mittel, das ich kenne, um mich vor gänzlichem Versinken in Schwermut zu bewahren," war die Antwort, und Georg Hollmann seufzte und ließ seine Frau gewähren; wußte er doch selbst auch nicht, wie er ihr helfen sollte. Er dachte freilich in dieser Stunde zurück an die Weihnachtsabende in seinem christlichen Elternhause. Er selbst persönlich hätte gerne das Fest anders begangen. In den ersten Jahren ihrer Ehe, bevor die Trübsal über sein Haus gekommen, war ihm ja alles recht gewesen, wie seine schöne, lebenslustige Frau es wünschte und einzurichten beliebte. Sie war der Stern, um den sich sein Dasein drehte, das schöne gesunde Kind

sein Abgott, der Erfolg in seinem Beruf machte sein Glück vollkommen. Es blieb ihm scheinbar nichts auf der Welt zu wünschen übrig.

Die Tage und Jahre gingen in eitel Sonnenschein dahin, und der, welcher die Sonne scheinen ließ, war vergessen — bis die Zeit kam, da auch Georg Hollmann fühlen mußte: „Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher wohnen."

Es bedurfte nur das Scheuen eines Pferdes — ein einziger Seitensprung — und sein Glück war zertrümmert.

Das Kind, damals ein prächtiger, bildhübscher Knabe von sechs Jahren, wurde aus dem Wagen geschleudert, und vorbei war es mit dem Sonnenschein des Hollmannschen Hauses, denn das Unheil war nie wieder gut zu machen. Der Knabe hatte eine Beschädigung des Rückgrats davongetragen. Man war seither mit dem Verkrüppelten von einem Bad ins andere, von einem berühmten Spezialisten zum anderen gezogen, — ohne Erfolg. Anstatt besser, wurde der Zustand des Kindes von Jahr zu Jahr schlimmer. Zugleich wurde aus der schönen, glückstrahlenden Mutter eine vergrämte, reizbare, nervenschwache Frau, mit einer hadernden, unsteten, unruhigen Seele, die sich keinen anderen Trost wußte, als — Zerstreuung.

Von allem, was seines Lebens Freude ausgemacht hatte, war dem Doktor nur noch der Erfolg in seinem Beruf geblieben, und dieser mehrte sich; Ersatz für das

häusliche Elend konnte er ihm jedoch nie werden. Trost fand er erst, als er, sein Vergehen erkennend, zurückkehrte zu dem Gott, den er im Elternhause, in seiner Jugend gekannt, den er geliebt und dem er gedient hatte.

4. Kapitel.—Ein Weltkind.

„Singe mir eines deiner alten Lieder, liebste Elise," bat der Doktor wieder, als ihm das schweigsame Beisammensein im weihnachtlich geschmückten Zimmer drückend wurde. „Mich verlangt heute, am Weihnachtsabend, danach, einmal das Leid zu vergessen; es kommt mir ein Heimweh nach vergangenen schönen Tagen, wenn ich so unter dem geschmückten Tannenbaum sitze. Es ist nicht nötig, daß wir, da Gott es für gut befunden, uns eine Last aufzulegen, sie uns selbst unerträglich machen."

„Wie kannst du nur solch ein Ansinnen stellen, Georg! Meinst du, daß auch eine einzige Melodie aus einer Kehle, die vor Weh und Angst zugeschnürt ist, kommen könnte? Nein, die Zeiten der Lieder sind für mich auf ewig vorbei. Ich kann nur noch jammern und klagen, wenn ich an vergangene Tage denke!"

Es entstand wieder eine Pause, in der man aus dem Zimmer des Knaben nur dessen verdrießlich befehlerisches Schelten hörte. Seine Aufwärterin schien ihm nichts zu Dank machen zu können. Man war dieses eigentlich von Felix schon längst gewöhnt und nannte es krankhafte Reizbarkeit. Manchmal kamen dem Vater wohl, wie

heute auch, die Gedanken, daß es einfache Unart sei, womit der Knabe sich und seine Umgebung quäle.

Als alle Versuche, einen gemütlichen Abend zu Hause zu verbringen, scheiterten, erhob sich der Doktor.

„Ich habe noch weit oben in der Stadt einen Krankenbesuch zu machen; es ist möglich, daß ich erst spät wiederkehre; warte nicht auf mich, gehe lieber frühe zur Ruhe, damit deine Nerven sich auf die morgenden Strapazen stärken."

„Ich werde heute nacht gewiß kein Auge zuthun können! Wenn du mir doch nicht von Felix gesprochen hättest! Warum läßt du mir nicht die Hoffnung?"

„Liebe Elise, es wäre ein Unrecht, dich mit falschen Hoffnungen hinzuhalten, bis plötzlich das Unabwendbare hereinbräche und dich unvorbereitet fände. — Glaubst du denn, daß es mir leichter wird, als dir? Habe ich doch den doppelten Schmerz, auch dich körperlich leidend zu wissen, ohne daß du dir raten oder helfen läßt."

„Ja, wäre ich ein Mann und hätte wie du meine Zerstreuung außer dem Hause, so setzte ich mich wohl auch leichter darüber hinweg, aber so — o, der Gedanke an die trostlose Oede eines Hauses, eines Lebens ohne ein Kind" — sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. „Nein, nein," rief sie plötzlich aufspringend, „ich darf mir ja heute die Augen nicht verweinen, ich muß an morgen denken! Ja, gehe du nur, Georg, ich muß ohnedies hier im Saal die warme Luft abstellen, sonst verliert der Baum

bis morgen alle Nadeln. Die Zweige senken sich jetzt schon. Ja, und was ich noch sagen wollte: wenn ich vor Mittag nicht auf sein sollte, so sorge doch dafür, daß die Temperatur in diesem Raum niedrig bleibt, auf die Mägde ist kein Verlaß."

„Wirst du morgen früh, — es ist ja Weihnachtstag — nicht einmal mit mir zur Kirche gehen können, liebe Elise? Vielleicht wird uns dort eine Stärkung und ein Trost geboten für das, was uns bevorsteht."

„Nein, Georg, ich erhoffe schon längst keinen Trost mehr von Pastoren, im Gegenteil, es macht ihnen scheint's Freude, uns immer darauf hinzuweisen: es geschieht euch recht. Du weißt ja auch, daß ich die eingeschlossene Kirchenluft nicht vertragen kann. Weihnachten läuft so vielerlei Volks in die Kirche, da ist dann die Ausdünstung so stark, ich bekäme jedenfalls Kopfweh, und dann wäre ich unfähig für den Abend. Ich muß auch meine Haare aufgerollt lassen, da kann ich mich so wie so nicht zeigen."

Das war des großen schönen Tannenbaums Weihnachtsabend.

Mit einem Seufzer verließ der Doktor das Zimmer und schickte sich zu einer langen Fahrt durch die winterliche Nachtluft an. Doch ehe er das Haus verließ, blickte er noch in seines Sohnes Zimmer.

Es war Susanne endlich gelungen, den Knaben in eine Lage zu betten, die ihm zur Nachtruhe erträglich war. Sie winkte dem Vater ängstlich, nicht zu stören. Doktor Hollmann wurde auch beim Anblick der alt und

elend blickenden Züge seines jungen Kindes so wehe ums Herz, daß er eilig das Zimmer und das Haus verließ. Draußen unter dem weihnachtlichen Sternenhimmel kam erst wieder Friede in sein Gemüt, Trost und Ergebung in Gottes Willen in seine Brust.

Nur der eine Wunsch stieg heiß in ihm auf: daß des Kindes Seele zum Eingang ins ewige, selige Leben vorbereitet werden möchte. Wie? Das mußte Gott wissen; er, der Vater, wußte es nicht.

5. Kapitel.—Tod.

Franz Hiller hatte den kleinsten seiner Drillinge mit einer Schnur an den größten befestigt, wahrscheinlich nur zu dem Zweck, damit das unscheinbare Bäumchen nicht verloren gehen oder seiner Kleinheit halber ganz zurückgewiesen werden sollte.

Als die reiche Kundin des Händlers Auswahl an Weihnachtsbäumen zu prüfen begehrte, schnitt derselbe dienstbeflissen die Bänder, mit denen Franz die Zweige seiner Tannen an den Stamm geschnürt hatte, durch und schüttelte den Baum, um seine ursprüngliche Form zu zeigen. Bei dieser Gelegenheit fiel das kleine Bäumchen auf den Boden, und der Händler bemerkte erst jetzt, daß er, ohne es zu wissen, einen Baum mehr mit in den Kauf bekommen hatte. Jetzt hatte er jedoch nur ein Augenmerk auf die Befriedigung der reichen Dame. Er gab dem Bäumchen einen unsanften Stoß mit dem Fuß, um dasselbe aus dem Weg zu schaffen. Es flog wohl etwas weiter als er beabsichtigt, nämlich in die Gosse hinaus. Dort wäre es wohl unter den schwer fallenden Schnee gekommen, wenn nicht ein Zeitungsjunge es aufgehoben hätte.

Ted, — eine Abkürzung von Theodor, so hieß der Junge — hielt das Bäumchen beim obersten Zweig, stellte es vor sich auf den Seitenweg und betrachtete es mit eben so viel Interesse, wie einige Schritte entfernt die reiche Dame des Bäumchens großen Bruder.

Ted blickte hinüber zum Laden, wo gerade der Händler der Thüre den Rücken zuwendend die Adresse notierte, welche die Dame ihm angab.

„Er sieht dich jetzt nicht," dieser Gedanke ging durch Teds Kopf, aber er handelte nicht danach, sonst wäre es ihm ein leichtes gewesen, mit dem Bäumchen um die Ecke und durch einen Seitenweg zu entkommen. Er stand noch auf dem selben Fleck, neben dem Bäumchen, als die Dame, gefolgt von dem sehr diensteifrigen, ehrerbietigen Händler heraustrat. Von ohngefähr streifte ihr Kleid das Bäumchen, und etwas von dem reichen Besatz verfing sich in einem Aestchen. Unwillig streifte ihr Blick den Knaben, dessen Zeitungsbündel und fadenscheinige Kleidung hinlänglich seinen Stand und sein Gewerbe verrieten.

„Das hast du absichtlich gethan!" kam es zornig von ihren Lippen. Mit einem Ruck riß sie die Spitzen, die Ted zu lösen bemüht war, ab. Auf des Kindes Rechtfertigung und Entschuldigung gar nicht achtend, wandte sie sich verdrießlich an den Händler.

„Warum laßt Ihr den Seitenweg vor Eurem Geschäftslokal von allerlei Gesindel belagern?"

Mit vielen Entschuldigungen geleitete derselbe erst die Dame an ihre Kutsche und wendete sich dann mit geballter Faust zu Ted.

„Was hast du hier herumzulungern? Geh deiner Wege!“ Ted war sofort zur Seite getreten, jetzt stellte er das Tannenbäumchen wie vorher auf den Seitenweg.

„Sie warfen dieses Bäumchen heraus; ich möchte fragen, was es kostet?“

Der Händler riß Ted unsanft den Baum aus der Hand und schleuderte denselben auf den Haufen Christbäume zurück. „Mehr als du bezahlen kannst, — mach, daß du fort kommst!“

„Sie könnten einem doch anständige Antwort geben, wenn man auch nicht in der Kutsche vorgefahren kommt; ist mein Geld nicht so gut wie das der Dame?“

„Pack dich! Deine Sorte kauft keine Christbäume! Als wenn ich nicht wüßte, daß meine Kunden nicht unter dem Bettelpack zu finden wären. Geld zum Bezahlen hast du doch nicht.“

Ted ging. Letzteres war allerdings wahr. Wenn er hier die Zeit, in der er Zeitungen verkaufen konnte, verplämperte, so war auch wenig Aussicht, daß er heute nur sein Brot, geschweige denn einen Christbaum verdiente.

Seine Pennies mehrten sich heute auch leider nicht sehr rasch, trotzdem er seine Stimme gewaltig gegen den immer heftiger werdenden Schneesturm anstrengte. Es war den meisten eiligen Passanten zu kalt, um die Hände aus den Taschen zu ziehen und an der Straßenecke Zei-

tungen zu kaufen. Um die Mittagszeit hatte sich Teds Barschaft nur ganz unbedeutend vermehrt. Er war aber immer in Sehweite von des Händlers Geschäftslokal geblieben und hatte mit eifersüchtigen Blicken jeden gemustert, der das Haus verließ. Doch die Bäume, welche heraus getragen wurden, waren alle größer.

Er benutzte jetzt einen Augenblick, da Herr Jones, so hieß der Händler, nicht anderweitig beschäftigt war, und trat wieder zu ihm hin, griff ganz höflich an den Ueberrest einer Kappe und fragte: Mister Jones, ich möchte den kleinen Baum kaufen, was rechnen Sie dafür?"

Herr Jones war von Natur ein gutmütiger Mann, seine Laune hatte sich auch infolge einiger profitlichen Verkäufe bedeutend gebessert; er schaute sich deshalb den kleinen Kunden etwas genauer an. Es war ein Bursche von etwa zehn Jahren. Ein „Newsboy", das sah er an dem Paket Zeitungen; wie so manche seiner Zunft war der Junge ungenügend durch ärmliche Kleidung gegen die Kälte geschützt; doch schien das seiner Gesundheit keinen Abbruch zu thun. Helle Augen und ein frisches Gesicht, umrahmt von schwarzlockigem Haar, welches in reicher Fülle unter der löcherigen Kopfbedeckung hervorquoll, und eine wohl etwas kecke, aber durchaus nicht freche Miene, veranlaßten Herrn Jones zu der Frage: „Du bist wohl noch nicht lange beim Geschäft?"

„Seit dem Herbst, seitdem Großmutter krank ist. Sonst hat sie gewaschen; jetzt verdiene ich den Unterhalt."

„Hm, und das Geschäft wirft genug ab für Weihnachtsluxus?“ fragte er etwas spöttisch.

Ted wurde rot. „Ich wollte nur erst einmal wissen, was so ein Dingelchen kostet.

„Nun,“ — es kam gerade ein anderer Kunde — „weil du es bist — dir lasse ich ihn für einen Quarter.“

Ein Quarter war freilich viel Geld für Teddie, so viel hatte er noch lange nicht. Was wollte er denn auch mit einem Baum ohne Lichter und ohne Schmuck? Weil es der kranken Großmutter geträumt hatte, ihr dürftiges Dachzimmer erstrahle im weihnachtlichen Glanz, war Ted auf den Gedanken gekommen, den Traum zu verwirklichen und merkwürdig, je geringer die Aussicht auf Erfüllung, desto größer wurde der Wunsch danach bei ihm. Er hätte doch gar zu gerne der kranken Großmutter daheim die Ueberraschung bereitet, und so leicht verlor Ted den Mut und die Hoffnung nicht.

Vielleicht hatte er mit der Nachmittagszeitung mehr Glück.

Er sorgte, daß er recht frühzeitig damit auf der Straße war, er kündigte die Hauptneuigkeiten, die sie enthielt, mit voller Anstrengung seiner Lungen an, er lief jedem Vorbeigehenden in den Weg und hielt ihm sein Blatt vor die Augen. Doch, wer hat auch am Weihnachtsvorabend Zeit und Interesse für Zeitungslektüre!

An sich selbst dachte Ted heute gar nicht, er stampfte sich die Füße warm, steckte den Kopf so tief es ging in den Rockkragen und drehte dem treibenden Schnee und

dem schneidenden Nordwind, so viel es eben ging, den Rücken hin. Gegen Abend blickte auch hie und da die Sonne durch das Gewölk.

Ted kam bald zu der Ueberzeugung, daß er sich einen günstigeren Platz, als denjenigen in der Nähe des Christbaumhändlers, wählen müsse. Er postierte sich deshalb in der Nähe des Kanals, diesseits der Brücke, wo alle Geschäftsleute, die die Vorstadtzüge benutzen, vorbei mußten. Aber man muß sehr viele Zeitungen los werden, ehe man so viel Geld zusammenbringt, wie Ted es wünschte. Er war kein großer Rechenmeister, sonst wäre er kaum auf den Gedanken gekommen, in einem einzigen Tag so viel zu erübrigen!

Es gab hier an der Brücke wohl einige Pennies mehr, aber dafür schnitt auch der Wind ganz unbarmherzig, und es war hier keine schützende Mauer; doch Ted war nicht von weichem Holz. Er hielt tapfer stand; nur als die Sonne, die ihm so ermutigend zugelächelt und die er von diesem Platz aus bis zuletzt sehen konnte, zur Rüste ging, wurde ihm traurig zu Mute. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen einen Pfeiler der Brücke und blickte unverwandt auf die letzten Strahlen. Der Gott, dem die Wünsche und Gedanken der Menschenkinder offenbar sind wie ein Buch, verstand wohl, was in dem Herzen des kleinen Burschen vorging, und er machte einmal wieder sein Wort wahr: „Ehe sie rufen, will ich antworten!“

„Hello, Kleiner, hast du die Abendpost?“ Eine Hand legte sich auf Teds Schulter. Ein paar wohlwollende

Augen sahen ihn teilnehmend und prüfend an. Der Herr, dem der kleine Zeitungsjunge, der am Brückenpfeiler lehnend so starr der untergehenden Sonne nachblickte, aufgefallen war, glaubte, daß das dürftig gekleidete Kind vom Frost erstarrt sei.

„Gewiß!" und gleich war Leben und Bewegung in dem Knaben. Er griff nach der Zeitung; im nämlichen Augenblick packte aber auch der Sturmwind des Herrn Hut und jagte ihn über die Brücke hinweg. Schnell wie der Blitz war Ted hinterher und brachte den Hut unversehrt und sorgfältig vom Schnee gereinigt dem Eigentümer zurück.

„Nun," sagte derselbe wohlgefällig, „du bist noch nicht erstarrt, das sehe ich! Da —" er gab ihm ein Geldstück — „das ist für deine Mühe —" und ein zweites gebend: „Das ist für ein fröhliches Weihnachtsfest."

Mit strahlenden Augen und einem freudigen: „Danke schön!" blickte Ted in des Herrn Gesicht. Der aber stutzte: „Ei," sagte der Herr und ergriff den Knaben bei den Schultern und betrachtete ihn näher, „bist du nicht der alten Katrin ihr Junge? Wie kommst du hierher? Wo ist denn eigentlich die Großmutter geblieben? Warum kam sie nicht mehr zum Reinmachen? Ich habe sie suchen lassen wie eine Stecknadel im Heuschober."

„Das Haus ist abgebrannt, und wir haben alles verloren und mußten anderswo mieten, wo es billiger ist, und die Großmutter ist beschädigt worden und ist seither krank und ich muß verdienen," berichtete Ted kurz.

„Warum bist du denn nicht zu mir gekommen?"

„Sie waren fort, — den ganzen Sommer und Herbst. In der Office fertigte man mich kurz ab, und wir wollten auch nicht betteln, so lange ich verdienen kann."

Der Herr ließ sich Teds Adresse sagen. „Es ist hier grimmig kalt, geh heim, Bürschchen, ich komme heute noch vor." Er wandte sich rasch ab, um den Zug, der eben zum Abgang läutete, noch zu erreichen.

„Geh heim!" Das ließ Ted sich nicht zweimal sagen. Mochte jetzt Zeitungen verkaufen, wer wollte, hielt er doch in seiner Hand zwei blanke Quarters. Er kam atemlos beim Händler an, gerade als Herr Jones sein Geschäftslokal schließen wollte.

„Habt Ihr meinen Baum noch?" stieß Ted hervor und hielt zugleich Herrn Jones einen Quarter hin.

Ohne ein Wort ging Herr Jones zurück, holte das Bäumchen hervor und reichte es Ted. „Da, es ist der letzte. — Ausverkauft! Das ging heute flott! Behalte dein Geld," wehrte er, „den habe ich auch mit in den Kauf bekommen, verliere nichts daran." Er hatte es so eilig, zu den Seinen zu kommen, daß er Teddies Dank gar nicht mehr hörte.

6. Kapitel.—Die alte Katrin.

In der Kammer, welche die alte Katrin bewohnte, war es stockfinstere Nacht. Sie war heute besonders elend und hatte nicht einmal aufstehen und nach dem Feuer sehen und Licht anzünden können. Das Feuer hatte eine mitleidige Nachbarin unterhalten, aber Licht hatte ihr niemand gemacht, und der Junge blieb heute so lange aus. Sie hörte den Wind im Schornstein sein schauerliches Lied heulen, und dachte mit Besorgnis an den Knaben; sie seufzte ein- oder zweimal tief auf, dann aber faltete sie die Hände und ihre Lippen bewegten sich. Ja, sie hatte es nötig, ihre Sorgen einem andern zu übertragen, sie fühlte, daß es ihr bald gehen werde nach den Worten des Psalmisten: „Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr."

„Unser Leben währet siebenzig Jahre," dies hatte sie schon lange hinter sich, es war auch „Mühe und Arbeit gewesen". Auch „köstlich"? Das wollte sie nicht behaupten, aber die Arbeit hatte ihr über das Schwerste hinüber geholfen. Das Beste in ihrem Leben war aber immer das gewesen, daß sie sagen konnte: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für."

Auch jetzt in der Dunkelheit ihres Zimmers, angesichts der größeren Dunkelheit des Todes, die sie vielleicht schon bald umgeben sollte, nahm sie ihre Zuflucht zu dem, der im Lichte wohnet, und damit kam auch Licht in ihr Herz, und die Sorge um das Kind, welches sie zurücklassen mußte, warf sie auf den Herrn.

Endlich hörte sie auch des Knaben Tritte auf der Treppe. Aber weshalb kam er nicht, wie sonst, zwei Stufen auf einmal heraufgesprungen, weshalb zögerte er vor der Thüre?

Plötzlich that diese sich auf und Licht umfing die Kranke, und hinter dem Strahlenglanz sang eine Stimme:

Das ewge Licht geht da herein,
Giebt der Welt einen neuen Schein,
Es leucht wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht,
Kyrieleis!"

Zuerst war die alte Frau von dem Glanz ganz geblendet, sie wußte nicht, ob sie wache oder träume. Sie schlug die Hände einmal über das andere zusammen. „O, du meine Güte! O, du meine Güte!" war alles, was sie sagen konnte. Als aber der Strahlenglanz näher kam, als sie sah, daß es Ted war, der einen kleinen, mit vielen Lichtern geschmückten Tannenbaum auf den Tisch stellte, während er weiter aus dem Kirchenlied sang, welches sie ihn gelehrt hatte:

„Er ist auf Erden kommen arm,
Daß er unser sich erbarm,
Und in dem Himmel mache reich
Und seinen lieben Engeln gleich.
Kyrieleis!“

da faltete sie die schwieligen Hände und betete andächtig mit:

„Das hat er alles uns gethan,
Sein große Lieb zu zeigen an;
Des freu sich alle Christenheit
Und dank ihm des in Ewigkeit,
Kyrieleis!“

und blickte dann stillverklärt in den Lichterglanz.

„O wie schön! O, daß meine alten Augen noch einmal den Weihnachtsglanz sehen! O das schöne helle Licht! Licht ist sein Kleid! Er wohnet im Licht und wir werden sein, wo er ist! O, Kind, wie schön, wie schön. — Es ist gerade so, wie ich's im Traume gesehen!“ —

Als das Lied zu Ende gesungen war und die Großmutter so andächtig und verklärt dasaß, setzte der Knabe sich geräuschlos hinter den Ofen, zog die durchnäßten Schuhe aus und wärmte sich die erstarrten Füße. Er genoß jetzt die Wärme wohl eben so sehr, wie die alte Frau das Licht. Das erste Wort, womit er die Stille unterbrach, war auch: „Du hast's fein warm hier gemacht, Großmutter!“

„Die Müllerin hat eingeschürt, ich konnte mich nicht erheben. Wenn sie nur nicht zu viel Kohlen verbraucht

hat; — sag mir, Bub," forschte sie dann, „woher hast du den Baum?"

„Vom Santa Claus! — So hast du mir's sonst gesagt, als ich klein war," erwiderte Ted, und seine Augen lächelten die alte Frau schelmisch an.

„Gieb mir deine Hand, Bub, und sag mir ehrlich, bist du auf rechte Wege dazu gekommen?"

„Gewiß und wahrhaftig, ja. Ein Mann, dem ich den Hut wieder holte, den ihm der Wind vom Kopf gefegt hatte, gab mir Geld für ein „fröhliches Weihnachten", Großmutter," sagte er erregt, „wir können jetzt so fröhlich feiern wie sonst, denn der Mann war — du rätst es nicht, Großmutter — der Mann war Doktor Hollmann, und er sagte, er habe dich überall gesucht. Er kommt heute noch hierher, und ich glaube gewiß, jetzt werden wir für den ganzen Winter Kohlen genug bekommen."

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte die alte Frau inbrünstig. Sie faltete die Hände und Thränen perlten ihre welken Wangen herab. Ihre Lippen bewegten sich und ihre Augen blickten unverwandt ins Licht der Weihnachtskerzen. Ted störte sie nicht, er wußte es: die Großmutter betet, wenn sie so thut.

Nach einer geraumen Weile gebot sie: „Lösch die Kerzen, Bub, wir verbrauchen sie ja sonst auf einmal!"

„Wenn diese heruntergebrannt sind, Großmutter, so stecken wir neue auf; sieh da meinen Vorrat! Ich habe heute Glück gehabt, erst das Geld, dann den Baum um-

sonst, dann die doppelte Anzahl Kerzen vom Krämer an der Ecke und diese schöne Semmel dazu „für die Großmutter mit einem frohen „Christmas", und jetzt kann ich dir noch die blanken Quarter schenken." Ueberglücklich drückte er der alten Frau das Geld in die Hände. Sie strich ihm freudig über die hochgeröteten Wangen. „Bist ein guter Bub, mein Augentrost! Vergelt's dir Gott."

Erst mußte nun Ted für die Großmutter eine Suppe kochen und dann selbst sein Abendbrot und die Hälfte der Semmel essen, und dann mußte er singen. Die Großmutter hatte ihn viele Lieder gelehrt, heute wollte sie dieselben noch einmal alle hören. Darüber merkten sie die Tritte auf der knarrigen Treppe der alten Mietskaserne nicht, und als Doktor Hollmann den weiten Weg durch die große Stadt gemacht und endlich Haus und Zimmer gefunden hatte und in die niedrige Kammer eintrat, empfing ihn bei aller Dürftigkeit der Ausstattung ein liebliches, wohlthuendes Bild: die alte, welke, lebensmüde Pilgerin mit gefalteten Händen und verklärtem Blick, und auf dem Rand des Bettes sitzend der kräftige Knabe aus voller Kehle, wie ein Vogel das Licht anschmettert, seine Weihnachtslieder singend in den Kerzenglanz hinein, der vom Christbaum ausging.

Erst lauschte der Doktor, dann setzte er sich dazu und sang auch, zum erstenmal seit langen Jahren, die altbekannten Weihnachtsmelodien.

Und dann schickte die alte Frau das Kind zu Bett und sprach lange mit dem Manne. Die eintönige, ge-

dämpfte Stimme der Großmutter schläferte den müden Knaben bald ein, er hörte nichts von dem, was die alte Frau sagte, und doch war von ihm die Rede.

„Er geht mich eigentlich nichts an, der Bub," sagte die alte Katrin als Erwiderung auf eine Frage des Doktors, „ich hab ihn eines Morgens früh, als ich zum Waschen ausging, in einem Korbe unter dem Seitenweg gefunden. Ich hörte etwas wimmern, ich glaubte, es sei eine junge Katze, die sich irgendwo verkrochen habe, und da war's ein neugeborenes Büblein, nur in eine alte Schürze gehüllt. Ja, ich hätt's zur Polizei tragen können, sie haben auch gesagt, die Nachbarn nämlich: Die alte Katrin ist närrisch, sich so eine Last aufzuhalsen. Aber eine Last ist er mir nie gewesen, der Bub. Er hatte eine gesunde Natur, und hat sich bald daran gewöhnt, sich selbst zu helfen, und ich habe meinen Trost an ihm gehabt in meiner Einsamkeit. Es war dazumal nämlich, als mir die Enkelin gestorben war, ein bildhübsches Mädchen von sechzehn Jahren. Unser Herrgott hat's wohl gewußt, weshalb er sie in seinen himmlischen Garten versetzt hat, ich habe ihm auch nicht dreingeredet, die Welt ist schlimm, zumalen für ein junges, schönes Ding. Ihre Mutter, was meine Tochter war, hatte es auch nicht gut getroffen mit ihrer Heirat. Mit dem versoffenen Mann und mit der Auszehrung hat sie von ihrem kurzen Leben nicht viel Freude gehabt. — Nun, was ich sagen wollt, als meine Tochter an der Auszehrung gestorben war, da war ihr Kind, die Emilie, sechs Jahre

alt. Zehn Jahre lang ist sie meines Herzens Freude gewesen, dann hat sie unser himmlischer Vater zu sich heim geholt, und das war die Zeit, wo's mir am allerbängsten ums Herz war. Nicht, daß ich die Emilie aus ihrer Seligkeit zurückholen wollt, aber ich war so einsam und verlassen auf der Welt, und da hat mich unser Herrgott das Büblein finden lassen. Ich hab's christlich taufen lassen und hab ihn alles gelehrt, was ich wußte. Leid hat es mir noch niemals gethan, daß ich mich mit dem kleinen Kind abgemüht habe, aber jetzt ist es mir doch eine große Sorge beim Sterben: was wird aus dem Buben, wenn ich nimmer da bin? Vielleicht war es gar nicht recht von mir, daß ich das Büblein von der Straße aufgelesen und behalten, und nur an mich selbst und meine Einsamkeit gedacht habe. Hätt ich ihn zur Polizei getragen, dann hätten sie ihn in einem Waisenhause groß gezogen, dann wäre er jetzt nicht mit zehn Jahren draußen auf der Straße. Was wird nun aus ihm, wenn die alte Katrin tot ist? Dann muß er am Ende wieder seine irdische Heimat unter dem Seitenweg der Großstadt finden; ach du mein lieber Herrgott, was ist da für Gesellschaft! Das ist mir alle diese Wochen, da ich hier krank gelegen habe, durch den Kopf gegangen, und ich habe den lieben Gott wohl hundertmal gebeten, er solle mir meine Sünde verzeihen und sie nicht an dem Kinde heimsuchen, sondern uns einen Helfer senden. Heute ist mir's wie ein Licht aufgegangen, als der Bub mir gesagt hat, daß Ihr kommt. Der Doktor Hollmann, hab

ich gedacht, das ist ein großer Herr und sein Wort gilt etwas: Wenn der ein gutes Wort sprechen wollte mit denen, die die Waisenhäuser haben, so könnte der Bub vielleicht noch gut aufgehoben werden. Er ist ein braves Kind, der Bub. Viel Not wird er ihnen nicht machen mit Unart, aber er hat seinen Kopf, und was er will, das will er; doch ist er eher mit guten als mit rauhen Worten zu regieren."

Die alte Frau schwieg, erschöpft von dem langen Reden, und blickte erwartungsvoll auf den Herrn.

„Habt Ihr niemals versucht, die Eltern des Kindes ausfindig zu machen?"

„Eltern?" Die alte Katrin lachte laut auf. „Was werden's für welche gewesen sein? Woran sollt man solche Rabeneltern erkennen? An einer lumpigen Küchenschürze, wie jede Dienstmagd sie trägt? Auf das Körbchen — eins von der Sorte, wo man Frucht drin kauft und die es beim Tausend giebt, haben sie auch ihre Adresse nicht geschrieben. No, no, da find't man keine Eltern! Es wird so gewesen sein, daß Zweien unserm Herrgott ein Seelchen abgestohlen haben, und eine ist mit der Schande sitzen geblieben und hat's Gestohlene weggeworfen."

„Hat der Knabe schon etwas Schulbildung? Ich meine, hat er etwas gelernt?" forschte der Doktor.

„O ja, du meine Güte, das Lernen macht ihm keine Not, nur das Nichtlernen, das Daheimbleiben von der Schule, weil er verdienen mußte und keine Kleidung

hatte, das ging ihm schwer ein. Er könnte vielleicht auch schon eine Anstellung bekommen bei einem Handwerker, wo er für seine Kost und Kleidung arbeitet, aber dann wäre es vorbei mit dem Lernen. Ich habe mir gedacht, wenn er in eine Anstalt kommen könnte, ließen sie ihn vielleicht etwas Ordentliches werden. Er hat's Zeug dazu."

„Ich will mir einmal das Bübchen näher ansehen," sagte der Doktor, nahm eine Kerze vom Baum und beleuchtete damit den fest Schlafenden. Als wenn er einen Patienten untersuchte, so genau besah der Doktor des Knaben Züge und betastete dessen Kopf. Die alte Katrin sah ihm verwundert zu; ob wohl so ein hochstudierter Herr den Menschen die Klugheit abfühlen konnte? Sie hatte zwar auch das Knäblein rund um gedreht und befühlt, ob's auch richtig in den Gliedern sei, ehe sie sich entschloß, es nicht der Polizei zu bringen.

Mit der Weihnachtskerze noch in der Hand, trat dann der Doktor zu der alten Frau, fühlte deren Puls, lauschte auf den kurzen Atem, der mühsam aus der beengten Brust ging, und legte untersuchend seine Hand auf die feuchtkalte Stirne der Alten. Nachdem er dann die Kerze wieder sorgfältig an ihren Platz am Bäumchen befestigt hatte, setzte er sich nahe an ihr Bett heran, nahm teilnehmend ihre von Wassersucht dick geschwollene Hand und sagte:

„Ihr seid sehr krank, Katrin; ich brauche Euch wohl nicht erst zu fragen, ob Ihr Eure Rechnung mit unserm Herrgott richtig gemacht habt?"

Sie nickte: „Ja, ja, Herr, ich weiß, daß es nimmer lange währt. Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut, und die Sorg um den Bub, Herr, Gott, nimm mir ab," betete sie inbrünstig.

„Die Sorge hat er Euch abgenommen und auf mich gelegt," antwortete der Doktor feierlich, „ich verspreche es Euch in die Hand, zu thun, was ich kann, daß der Knabe nach Eurem Tode ein gutes Obdach, Nahrung, Kleidung und gute Schulbildung bekommt."

„Auch Religionsunterricht, und daß er christlich konfirmiert wird, wenn er das Alter hat? Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?" fügte die alte Frau hinzu. Als der Doktor nicht sofort antwortete, sondern das Gesicht mit der Hand beschattend sinnend und in Gedanken verloren dasaß, berührte sie ihn und mahnte: „Versprecht mir's."

„Ja, Katrin, auch daran soll es nicht fehlen, Euch zulieb und zum Dank für die Predigt, die Ihr mir einstmals, — Ihr werdet Euch vielleicht nicht mehr entsinnen, — eines Morgens, als Ihr zum Putzen in meine Office gekommen waret, gehalten habt über den nämlichen Spruch, den ihr eben anführtet, — soll für das leibliche und geistliche Wohl des Knaben gesorgt werden."

„Gott vergelt's Euch an Eurem eigenen Kinde!"

7. Kapitel.—Heimatlos.

Als er später durch die mitternächtlich still gewordenen Straßen in dem nur spärlich besetzten Straßenwagen seinem Heim zufuhr, erwog Doktor Hollmann in Gedanken, welches Waisenhaus oder welche Schule wohl die geeignetste für den Knaben sein möge. Ja, die alte Katrin hatte vom Waisenhaus geredet. Ihm zwar, dem Doktor, war, als er den schönen, kräftigen, schlafenden Knaben betrachtete, der Gedanke aufgestiegen: das wäre einmal etwas Neues für Felix: solch ein Spielkamerad und Gesellschafter.

Einem Antriebe folgend, hatte er dann so genau des Kindes Schädel betastet, denn Doktor Hollmann glaubte an die Forterbung der Eigenschaften und Triebe und daß man von der Form des Schädels auf die Eigenschaften des Menschen schließen könne. Wessen Kind mochte er sein? Welche Eigenschaften von Eltern und Vorfahren mochte er geerbt haben? Seine Untersuchung hatte ihm aber keine böse Charakteranlage gezeigt. Der Knabe hatte eine hohe, kluge, ehrliche Stirn. Auch die Hände — jetzt freilich sehr von der Kälte gerötet und aufgesprungen und des Waschens bedürftig — waren schmal und schlank, mit länglich geformten Fingernägeln. Eines

groben Arbeiters, oder eines Verbrechers Sohn konnte der Knabe schwerlich sein. „Wahrscheinlich das Kind eines leichtfertigen Musikanten und einer ebenso leichtfertigen Ladendirne," dachte er bei sich und verwarf den Gedanken, den Knaben in sein Haus zu nehmen. Nein, er wollte dafür sorgen, daß er in einem christlichen Waisenhause untergebracht würde.

Doch jetzt, da Doktor Hollmann im Straßenwagen seinen Gedanken nachhing, stand das Bild vom Nachmittag wieder vor seiner Seele: der dürftig gekleidete Knabe an dem Brückenpfeiler gelehnt, mit tiefernsten Blicken der scheidenden Sonne nachblickend, während er vor Wind und Kälte fast erstarrte. Die alte Katrin hatte dem Doktor von der Ueberraschung mit dem Christbaum und noch manchen anderen Zügen aus des Knaben Leben erzählt. Leichtsinn schien wenigstens keine Rolle in des Knaben Charakter zu spielen. Der Jammerschrei seiner Frau: „Kein Kind im Hause, o Gott, diese Oede, diese Einsamkeit des Daseins," hatte ihm tief in die Seele geschnitten; hieß es nicht in seinem Herzen, beim Gedanken an den Verlust, der ihm bevorstand, ebenso? Wie und auf welche Weise auch diese Menschenseele aus Gottes Hand gekommen war, der alten Katrin hatte sie Freude bereitet und Trost gebracht für den Verlust, der sie betroffen hatte. Die alte Frau hatte ein gutes Werk an dem Kinde gethan, weshalb wollte er nicht das Werk fortsetzen und zugleich auch den Trost mit Dank hinnehmen, der ihm im voraus geboten wurde für den Verlust, der ihm werden mußte!

Aber würde er damit auch nach dem Wunsche der alten Frau handeln? Sie hatte so großes Gewicht auf eine christliche Erziehung gelegt. Konnte er in seinem Haus ein Kind christlich erziehen? Jedenfalls müßte er, ehe er sich zu einem solchen Schritt entschloß, die Zustimmung der alten Frau einholen und ihn vor allen Dingen mit seiner eigenen Frau besprechen. Wenn erst der Festball glücklich überstanden und die Nerven der Frau Doktor wieder zur Ruhe gekommen wären, dann wollten sie einmal die Sache überlegen. Der Versuch, ob sich der Knabe ihnen anschließen und ob er zum Gesellschafter für Felix taugen würde, konnte ja wenigstens gemacht werden. Alles andere würde sich dann später von selbst ergeben.

Doch als Doktor Hollmann am folgenden Tag um die Abendzeit wieder in das Zimmer der alten Katrin trat, lag dieselbe stille, mit gefalteten Händen und friedlich schlummernden Zügen unter dem weißen Totenlaken.

Als Ted am Morgen erwacht war, hatte die Großmutter gerade noch so gelegen und den Christbaum angeschaut wie am Abend, nur daß am Baum, wie in den Augen, das Licht erloschen war. Der Schrecken und Schmerz über den Verlust und das Bewußtsein gänzlicher Verlassenheit, schien den Knaben ganz überwältigt zu haben. Er saß unter seinem Weihnachtsbäumchen, die Arme und den Kopf auf den Tisch gelegt, in stummer Verzweiflung. So hatte er den ganzen Tag gesessen, während die Nachbarfrauen, Genossen der Armut, die

entseelte Hülle der alten Frau gewaschen und zurechtgelegt und die Polizei benachrichtigt hatten, es warte eine Arme auf Bestattung.

„Der Bub ist nicht von der Stelle zu bringen," klagte die Frau, die das angrenzende Zimmer bewohnte. „Ich hab ihm ein Nachtlager bei mir angetragen, aber er geht da nicht heraus; er wird heute nacht erfrieren, man kann doch kein Feuer bei Toten machen!"

„Ach was, Müllerin, lade dir doch keine Last auf mit dem Buben; hast du ihn einmal hereingenommen, so wirst du ihn nicht wieder los," riet ihr eine andere Hausbewohnerin. „Der „Rägspeddler" an der Ecke hat heute schon Wort geschickt, er nähme ihn ins Geschäft, wir sollten ihn nur gleich ihm zuschicken."

„No, no," rief eine dritte: „Die alte Katrin hat gesagt, der Bub solle ins Waisenhaus, der „Rägspeddler", der alte Jude, läßt sein eigen Fleisch und Blut verhungern."

„Der Bub kann bei mir bleiben und seine Zeitungen verkaufen, für ein paar Cents die Woche will ich ihn halten, in seiner freien Zeit kann er mir's Baby warten," sagte eine vierte Nachbarin.

So redete und schwirrte es durcheinander, ungeachtet dessen, daß der Knabe, über dessen Zukunft man bestimmte, nicht so taub und willenlos war wie die Tote unter ihrem weißen Laken.

In ganz kurzer Zeit, nachdem Doktor Hollmann eingetreten war, hatte sich das Zimmer mit neugierigen Nachbarinnen gefüllt. Was wollte der vornehme Herr?

Er blickte mit wehmütigem Ernst auf die verklärten Züge der Toten, deckte dann sorgfältig das Tuch wieder über das Gesicht und fragte nach den Einrichtungen für die Bestattung. Nachdem ihm Auskunft geworden, wendete er sich zu dem Knaben: Komm, mein Junge," sagte er, ihm sanft die Hand aufs Haupt legend, „du gehst mit mir."

Ted hob sein verweintes Gesicht und blickte bei der direkten Anrede auf: „Nein, nein, ich will nicht ins Waisenhaus eingesperrt werden!"

„Davon ist jetzt nicht die Rede, du gehst vorläufig mit mir nach Hause. Morgen kommen wir zur Beerdigung wieder."

Es lag eine Bestimmtheit in den Worten, der sich Ted nicht weiter widersetzte. Er suchte seine Kappe und war zu gehen bereit.

„Wenn du sonst noch etwas gerne behieltest, so nimm es lieber mit." Der Doktor ahnte recht, daß sobald der Knabe den Rücken gewendet, die Nachbarinnen über alles, was die alte Frau besessen hatte, herfallen und sich aneignen würden.

Ted zog ein vielgebrauchtes Buch aus der Tischschublade. „Das hat sie mir gegeben, sonst ist alles verbrannt," sagte er, nahm dann das Weihnachtsbäumchen vom Tisch auf und wollte so, mit den zwei Schätzen, die er gerne behielt, abziehen.

„Das Christbäumchen schenke lieber der Müllerin für ihr Kleines; bei uns findest du auch einen," gebot der Doktor, „der Weg ist zu weit, um es mitzunehmen."

8. Kapitel.—„Kein Raum in der Herberge."

„So hat sich die Sache ohne meine Wahl und mein Zuthun entschieden," dachte der Doktor, als er sich nun mit dem Knaben auf dem Heimweg befand. „Für heute wenigstens blieb mir nichts anders zu thun übrig. Leider sind die Läden, des Christtags wegen, geschlossen, sonst könnte man das Bürschchen erst ordentlich ausstaffieren, ehe man es ins Haus bringt," sagte er zu sich beim Gedanken daran, was wohl seine Frau zu diesem Gast sagen würde.

Ted schien sich des Abstandes in der äußeren Erscheinung zwischen ihm und dem Herrn so bewußt zu sein, daß er sich sehr klein und schüchtern in die äußerste Wagenecke drückte. Erst auf des Doktors freundliche Frage: „Wie heißt du denn eigentlich, mein Kleiner?" antwortete er freimütig: „Theodor, sie nennen mich aber meistens Ted."

Ich werde dich Theodor nennen; das ist ein sehr passender Name. Welchen Zunamen hat dir die Großmutter gegeben?" Der Knabe blickte auf, als wenn er nicht verstände, was gemeint sei.

„Als du zur Schule gingest, wie schrieb dich der Lehrer ein?"

„Theodor Ernst. — Die Großmutter hieß Katharine Ernst.“

„So, so — das ist es, was ich wissen wollte.“

Bei Doktors erstrahlte das ganze Haus schon im festlichen Glanz. Der Knabe, der noch nie ein reiches Haus von innen gesehen hatte, war ganz geblendet. Am liebsten wäre er gar nicht eingetreten, aber der Doktor faßte ihn, als wenn er eine Ahnung gehabt hätte, daß das Büblein am liebsten um die Ecke herum im Dunkeln hätte verschwinden mögen, bei der Hand und führte ihn durch die Vorhalle in ein Zimmer, wo viele Gläser und Flaschen in großen Glasschränken standen. Zugleich mit ihrem Eintritt that sich eine zweite Thüre des Zimmers auf, und eine wunderschöne Frau, glänzend und glitzernd wie ein Engel, oder wie eine Fee, schwebte herein.

„Aber Georg, ich bitte dich, wie spät! Seit einer Stunde sitze ich hier wie auf Nadeln und warte. Jeden Augenblick können die ersten Gäste da sein, und du hast noch nicht Toilette gemacht! Jetzt aber schnell —“ kam es ärgerlich und befehlerisch von den Lippen der holdseligen Erscheinung — „aber was,“ — eben gewahrte sie erst den Knaben; sie schlug die Hände zusammen, „Georg! Um des Himmels willen, wie kommt dieses Lumpenpack hier herein?“

„Diesen Knaben, Elise, habe ich soeben mitgebracht, ihm ist heute die Großmutter, das einzige verwandte Wesen, das er hatte, gestorben. Er wird heute nacht

hier bleiben, du hast nur anzugeben, wo er schlafen kann."

„Hier bleiben!" rief sie und streckte abwehrend die Hände aus, „nimmermehr! Nicht in diesem Hause, so lange ich etwas zu sagen habe! Damit er bequem von innen aufriegeln und seine ganze Diebsgenossenschaft ins Haus lassen kann! Georg, bist du von Sinnen? Ich kenne dies saubere Bürschchen, — ja, und du mich auch, du frecher Bengel, — du bist der von der Wasserstraße. Eine schöne Erfindung, die Geschichte mit der Großmutter! Bringe ihn sofort auf die Straße, Georg, oder ich schicke zur Polizei."

Das kam alles so schnell von den Lippen der aufgeregten Frau, daß Doktor Hollmann nicht Zeit blieb, den Worten Einhalt zu thun. Jetzt faßte er Theodor bei der Schulter, öffnete eine Thür und schob ihn in das angrenzende Zimmer und wandte sich dann zu seiner Frau.

Der erschrockene Knabe konnte nur heftiges Stimmengewirr hören. Das Zimmer, in dem er sich nun befand, war sehr groß und blendend hell. Die Helligkeit ging aber alle von einem großen, von dem Fußboden bis zur Decke reichenden, herrlich strahlenden Tannenbaum aus. O, diese Pracht! Wenn die Großmutter das gesehen hätte! Ob es wohl im Himmel, wo sie jetzt war, noch Schöneres gab? Im Anblick der überraschenden Pracht hatte Ted ganz die eben stattgehabte Scene vergessen. Ganz im Schauen verloren, stand er noch

da, als sich des Doktors Hand wieder auf seine Schulter legte. Er zuckte zusammen und blickte dann mit thränenfeuchten Augen auf.

„Gewiß, ich habe ihr nichts gethan an der Wasserstraße; sie kaufte diesen Baum, als ich meinen aussuchte und der Wind wehte ihr Kleid, daß es hängen blieb."

„Das ist schon gut, Theodor, ich glaube dir, — also dieser Baum und deiner haben schon Bekanntschaft miteinander gemacht? Weißt du, was mir an dem deinen besser gefiel? Daß wirkliche Lichter daran brannten und die Liebe ihn gestiftet hatte. — Doch nun komme, hier wird es gleich voll von Fremden. Es ist heute abend große Gesellschaft im Haus. Ich werde dich in ein warmes Zimmer bringen, wo du schlafen kannst."

Der Doktor schritt aus dem Saal und aus dem Haus und über den Hinterhof in ein anderes, kleineres Haus. Hier brannten auch überall elektrische Lichter. Die Steinfliesen und die weißgetünchten Wände waren sehr sauber; eine frische Luft wehte durch den langen Gang und in den Räumen zu jeder Seite desselben standen elegante Kutschen. Weiter hinten hörte man Pferdegetrampel. Es mußte wohl der Stall sein, der zur Wohnung gehörte. Der Doktor ging immer noch voran, eine Treppe hinauf und öffnete, als auf sein Pochen keine Antwort erfolgte, die Thüre eines Zimmers. Auch darinnen brannte eine elektrische Flamme, und es war warm und wohnlich, wenn der Raum auch nur einfach ausgestattet war.

„Hier kannst du bleiben, mein Kind; du wirst nicht allein sein, denn hier wohnt unser Fritz, das ist ein guter, freundlicher Bursche. Wenn du müde wirst, ehe er mit seiner Arbeit fertig ist, so lege dich auf das Sofa und schlafe. Ich sehe hernach auch noch einmal herein.“ Mit innigem Mitgefühl für den armen, verlassenen Knaben legte der Doktor ihm tröstend die Hand aufs Haupt: „Gute Nacht, mein Kleiner,“ und ging dann, um Fritz zu suchen und ihm seinen Gast zur freundlichen Fürsorge zu empfehlen.

Seine Frau hatte darauf bestanden, der Knabe solle nicht im Hause bleiben, so war der Doktor auf diesen Ausweg verfallen; er wußte, daß er sich auf Fritz verlassen konnte; wenn er dem Knecht ein gutes Wort gab, so würde derselbe so zärtlich für den Knaben sorgen, als wenn das Kind sein eigen wäre.

Die Frau Doktor mußte nun zwar die ersten Ankömmlinge alleine empfangen, diese merkten aber der liebenswürdigen und holdselig lächelnden Wirtin nicht an, daß sie soeben noch mit dem Fuß aufgestampft und einem ganz von aller Welt verlassenen zehnjährigen Kinde ein Obdach verwehrt hatte, daß selbst jetzt noch in ihrem Inneren der Aerger kochte über die „unberechenbare Zumutung“ ihres Mannes, dieses von der Straße aufgelesene Subjekt solle ihres einzigen, sorgfältig gehüteten Sohnes Gesellschafter sein! Mein Himmel! dachte sie, was kann Felix von dem kleinen Vagabunden alles lernen! Es ist unglaublich, daß sein Vater so verblendete Einfälle bekommt.“

Sie brachte den Gästen eine erdachte Entschuldigung nach der anderen über das lange Ausbleiben des Doktors vor. Endlich erschien er jedoch im Rahmen der Thüre und seine Gemahlin atmete erleichtert auf. Die Furcht, er möchte gar nicht sichtbar werden, hatte sich schon wie ein Alp auf ihr Herz gelegt, und was würden dann ihre Gäste sagen? „Ich weiß auch nicht, was meinem Manne eigentlich heute auf einmal in den Kopf gekommen ist! Sonst ist er stets so rücksichtsvoll und zu allem, was ich will oder nicht will, sagt er: 'Ja, liebe Elise, ganz wie du befiehlst', und heute? Meine Güte, — besteht Georg wahrlich darauf, er habe dem Kinde Obdach, Nahrung und Kleidung und gute Schulbildung versprochen und werde sein Wort halten!"

Ein Blick in ihres Mannes Gesicht, welches ungewöhnlich blaß war, auf dem aber auch ein ungewöhnlicher Zug der Entschlossenheit lag, sagte ihr: verlaß dich darauf, er behält diesmal seinen Kopf.

Wo mochte der kleine Schlingel jetzt nur sein? Wo hatte ihr Mann ihn untergebracht? Das hätte sie gar zu gerne gewußt; sie forschte auch ängstlich bei den Dienstboten nach, doch diese wußten von nichts.

„Nur weil du zufällig den Knaben mit einem Zeitungspacken unter dem Arm auf der Straße trafst und er nicht so fein gekleidet ist, glaubst du, er müsse ein Spitzbubengenosse sein! Das ist sehr unrecht von dir, Elise," sagte ihr Mann zu ihr, als sie vor dem Schlafengehen, nachdem sich die Gäste nach einer durchtanzten Nacht verabschiedet hatten, sehr aufgeregt zu ihm kam

mit der Erklärung: „Ich werde kein Auge zu thun können aus Angst vor Dieben und Einbrechern. Ich glaube kein Wort von des Knaben hübsch erdachter Geschichte. Der Sorte ist nicht zu trauen.“

„Mir wirst du wohl glauben, wenn ich dir sage, daß die alte Frau, die er Großmutter nannte, viele Jahre lang, allwöchentlich meine Office oben in der Stadt geputzt hat, daß der Knabe sie manchmal begleitete und ich ihn also recht wohl kenne; daß ich gestern abend noch bei der alten Frau war und ihr das Versprechen gab, nach ihrem Tode für den Knaben zu sorgen. Daß der Tod schon so bald eintrat und ich nicht erst Rücksprache mit dir über die Unterbringung des Kindes nehmen konnte, thut mir leid. — Beruhige dich aber, er ist jetzt nicht in diesem Hause.“

Bei der letzten Erklärung atmete sie erleichtert auf; „das ist nur gut; wenn du denn durchaus für seinen Unterhalt aufkommen mußt, so findet sich auch ein Platz bei Handwerkern oder sonstigen geringen Leuten für ein kleines Kostgeld. Der Sohn einer Wasch- oder Putzfrau paßt nicht zum Gespielen unseres Felix, das wirst du doch selbst zugeben müssen.“

„Warum, Elise? Das sage mir einmal,“ fragte ihr Mann sie voll anblickend.

Sie lachte halb verlegen, halb spöttisch. „Das fragst du doch nicht im Ernst! Mein Himmel, es giebt doch Klassenunterschiede!“

„Die wir selbst machen;“ antwortete er, und wendete sich, um zur Ruhe zu gehen. „Möglicherweise ist der

kleine Theodor ein viel artigerer Knabe, als unser verwöhnter, verzogener Sohn.“ Mit diesen Worten schloß er die Thüre und die Frau Doktor wußte gewiß, daß sie diesmal ihren Willen nicht durchsetzte.

„Ich will nichts mit dem Bengel zu thun haben, und werde es auch zu verhindern suchen, daß er Felix zu nahe kommt.“

Die Worte waren so laut gesprochen, daß ihr Mann sie hören mußte. Der Doktor wußte also, woran er war, und konnte seine Entscheidung danach treffen. Sie lautete denn auch in dieser Nacht, mit einem Seufzer: ein christliches Waisenhaus.

Jedoch in dem ersten, in welchem er anfragte, hieß es: „Wir sind überfüllt;“ in dem zweiten: „Wir bauen eben an, in ein paar Monaten können wir mehr Kinder unterbringen; jetzt ist es uns unmöglich.“ Und als der Doktor sah, wie heimisch sich der Knabe in dem Zimmer des freundlichen Knechts fühlte, und als Theodor noch überdies bat, doch bei Fritz Müller bleiben zu dürfen, besah sich der Doktor den leeren Raum neben Fritzens Zimmer, ließ Anstreicher und Tapezierer kommen, bestellte ein paar einfache, für ein Knabenzimmer passende Möbel, und kein Knabe in der ganzen Stadt fühlte sich glücklicher als der kleine Ted in seinem Reich.

Seine Mahlzeiten erhielt er mit Fritz zusammen in Doktor Hollmanns Küche. Ein netter Anzug und neue Schulbücher vollendeten seine Ausstattung; ein neues Taschenmesser mit vier Klingen, welches ihm der freundliche Herr Doktor persönlich schenkte, machte ihn glück-

selig. Theodor mußte nur eins thun, er mußte dem Doktor ernstlich versprechen, nicht fortzulaufen: „Niemals und unter keinen Umständen; wenn irgend etwas passiert, und du glaubst, daß du es hier nicht länger aushalten kannst, so komme freimütig und ehrlich zu mir und sage mir: ich kann und mag nicht mehr bleiben."

Fritz bekam aber noch obendrein strengen Befehl vom Doktor, ein Auge auf den Knaben zu haben, und darauf zu sehen, daß er rechtzeitig von der Schule nachhause komme und sich abends nicht auf der Straße aufhalte.

Der Doktor hatte aber auch selbst acht auf seinen Pflegebefohlenen. Sein Zimmer hatte Fenster nach dem Hinterhof, und er hatte manchmal Gelegenheit, sich über den munteren, gesunden Knaben zu freuen. An weniges gewöhnt, war derselbe auch mit wenigem zufrieden. Sein Taschenmesser und ein Stückchen Holz genügten ihm gewöhnlich zum Zeitvertreib. Dabei saß er dann auf irgend einem Klotz oder einer Wagendeichsel und sang vor sich hin, Lieder die ihn die Großmutter gelehrt, Stückchen, die er auf der Straße aufgefangen, oder Sonntagschulmelodien.

Die Frau Doktor kümmerte sich so wenig um das Kind, als wenn ihr Mann einen neuen Lieblingshund im Hinterhofe an der Kette gehalten hätte. „Es ist so eine Laune von meinem Manne, man muß ihn gewähren lassen," erklärte sie der Dienerschaft.

9. Kapitel.—Dieb und Lügner.

Es dauerte aber nicht lange, bis Felix den Knaben im Hinterhof bemerkte und natürlich wissen wollte, wer er sei und weshalb er da sei. Seiner Mutter und Susannens Berichte stimmten diesmal nicht recht überein. Seine Mutter nannte den Knaben einen hergelaufenen Zeitungsjungen, den Papa von der Straße aufgelesen und während der kalten Monate durchfüttere. Susanne meinte, es sei ein recht nettes, freundliches, gefälliges Bürschchen, ein armes Waisenkind, das ganz alleine in der Welt zurückgeblieben, als ihm die Großmutter gestorben. Als aber Felix den Wunsch aussprach, der Knabe solle einmal zu ihm ins Zimmer kommen, verbot es die Mutter geradezu. „Das ist kein Umgang für dich," und sie blieb bei ihrem Verbot.

Durchs Fenster sah aber Felix oft dem Knaben zu, wie er sich trotz der Winterkälte nach der Schulzeit im Hof tummelte oder sich sonst mit seinem Messer Beschäftigung machte und dazu so fröhlich sang. Es war doch etwas Abwechselung in Felix' Dasein, etwas Neues.

Susanne, die an ihres Pfleglings verdrießliche Launen gewöhnt war, wunderte sich sehr, daß nicht längst ein Gebot von Felix ausgegangen war, der Knabe im

Hofe solle nicht singen: „Es macht mich nervös.“ Im Gegenteil schien Felix das Singen gerne zu hören, denn unvermerkt schob er manchmal das Fenster ein wenig auf, um besser hören zu können. Ted hatte aber auch eine schöne, helle Stimme und eine große Auswahl Melodien, und Felix hätte auch gerne die Worte der Lieder gewußt.

Er hatte noch nicht einmal erfahren, was der Name des Knaben sei; da hörte er eines Tages, als ein leiser, warmer Regen fiel, seines Vaters Stimme aus dem Fenster des Nebenzimmers rufen: „Theodor, du wirst ja naß, du mußt nicht im Regen draußen sitzen.“

Der Knabe blickte auf: „O, das macht mir nichts.“

„Aber dein Zeug und dein Buch wird feucht, gehe unter die verdeckte „Glasporch“, dort kannst du dich bei feuchtem Wetter aufhalten.“

Die verdeckte „Glasporch“ war aber eigentlich Felix' Reich. Doktor Hollmann hatte dieselbe extra für seinen kranken Sohn anbauen lassen, damit derselbe an milden Wintertagen Luft und Sonnenschein genießen könnte und doch ganz vor Wind und Zug geschützt wäre. Vom Wohn- wie vom Nebenzimmer und der Office führten Thüren auf diese „Porch“ und von dieser eine Treppe und ein verdeckter Gang in den Hinterhof.

Felix wußte auf einmal zwei Dinge. „Theodor“ war des Knaben Name, und auf der „Porch“ konnte er mit ihm zusammenkommen. Die Mama war nicht zu Hause. Den Papa zu fragen, ob er dürfe, fiel ihm nicht ein. Er

rief Susanne und befahl: „Setze mich in meinen Rollstuhl und fahre mich auf die Veranda."

Ehe Doktor Hollmann wußte, wie es geschehen, waren die beiden Knaben zusammen. Einer langen Vorstellung hatte es bei ihnen scheint's nicht bedurft. Kinder werden schnell bekannt. So war des Doktors Wunsch erfüllt, aber der Gedanke: Elise wird sehr ungehalten sein, veranlaßten ihn, nach einer viertel Stunde, Susanne die Weisung zu geben: Felix ist lange genug draußen, er möchte sich erkälten.

Jetzt aber verlangte der einsame Knabe jeden Tag hinaus und er wußte es immer so einzurichten, daß er mit Theodor zusammentraf, ohne daß seine Mutter um Erlaubnis gefragt wurde. Eine Zeit lang schien der Verkehr der beiden Knaben miteinander ihnen gegenseitig Vergnügen zu machen, bald jedoch traten die Eigenarten in den Vordergrund. Felix war gewohnt, alle, die ihm nahe kamen, sich unterthänig zu machen. Die Reihe der Wärterinnen und Aufpasser, die er bereits gehabt hatte, war zahllos. Eine zeitlang ließ man sich seine Eigenheiten und Bosheiten gefallen, lange hielt es jedoch selten jemand bei dem launischen, herrischen Knaben aus, der oft sein Vergnügen darin fand, seine Umgebung zum besten zu haben und zu peinigen. Selbst die gutmütige Susanne wurde nur noch durch Zulagen zu ihrem Gehalt bewogen, ihre Stelle zu behalten.

Sobald die Neuheit der Bekanntschaft mit dem fremden Knaben verschwunden war, siegte in Felix die Lust zu necken und zu peinigen. Durch einen lauten Wort-

wechsel wurde der Doktor eines Tages auf einen Vorgang auf der „Porch“ aufmerksam gemacht.

„Du wirfst die Decke absichtlich herunter; ich werde dir sie nicht immer aufheben,“ sagte Theodor ungeduldig.

„Aber du m u ß t,“ und damit gab Felix der warmen Schutzdecke, die im Wagen stets über seine Füße gebreitet werden mußte, einen Stoß, daß sie hinausflog. „Gieb mir sie wieder,“ befahl er.

„Und ich sage dir, daß dies das letzte Mal ist; ich bin nicht hier, um dein „Nigger“ zu sein!“ rief Theodor heftig.

„Nicht? Du kleiner, fauler Vagabund, dafür, daß mein Vater dich füttert und kleidet, mußt du mir dienen!“

„Das hat er mir nicht gesagt, und das werde ich nicht thun, lieber will ich wieder Zeitungen verkaufen! Wenn du anständig wärest und „bitte“ sagtest, würde ich gern, deinem Vater zu lieb, alles für dich thun. Er ist der beste Mann den ich kenne, und er thut mir leid, daß er einen solchen Sohn hat.“

„Zu Bettelvolk sagt man nicht “bitte“, — gieb mir sogleich meine Decke wieder herauf, ich erkälte mich sonst.“

Theodor wurde blaß vor Zorn und hielt Felix seine geballte Faust vor. „Wenn du nicht krank wärest, müßtest du das Wort, das du sagtest, mit mir auskämpfen, — ich habe in meinem Leben noch nicht gebettelt.“

Erschrocken über die Heftigkeit des Knaben, griff Felix zu seinem gewöhnlichen Verteidigungsmittel. „Mama!“ schrie er laut.

„Schrei nur, du Baby, die Mama ist nicht zu Hause,“ spottete Theodor, „ich thue dir nichts. — Da hast du deine Decke zum letzten Mal, und “good-bye”, mit solchen wie du, spiele ich nicht.“

Er wandte sich, die „Porch“ zu verlassen, blieb aber auf halbem Weg stehen und befühlte seine Taschen. „Du hast mein Messer noch,“ sagte er zu Felix.

Jener lachte höhnisch auf. „Du irrst dich, ich habe dein Messer nicht.“

Theodor suchte überall herum, aber auf der leeren „Porch“ war kein heimliches Versteck, die Taschen waren ebenfalls leer.

„Ich weiß bestimmt, daß ich dir's gab zum Ansehen, du gabst es mir nicht wieder. Gieb mir's, bitte.“

„Ich sage dir, ich habe dein Messer nicht, habe es gar nicht gehabt!“

Theodor traten die Thränen in die Augen: „Doch, ich gab dir mein Messer, bitte, sei so gut und gieb mir's wieder.“

„So? Wer ist jetzt das Baby?“ höhnte Felix. „Heule nur, ich hab dein Messer nicht!“

„Dann bist du ein Dieb und ein Lügner!“ rief Theodor in höchster Entrüstung. „Ich sollte meinen, dein guter Vater würde sich deiner schämen. Wenn ich auch arm bin, so habe ich doch gelernt, daß Stehlen und Lügen Sünde ist.“

Theodor verließ die „Porch“ und Felix lachte ihm höhnend nach, indem er seinen Rollstuhl rückwärts zum Wohnzimmer schob.

Plötzlich legte sich eine Hand auf seinen Arm, und seines Vaters Stimme sprach strenge, unmittelbar hinter ihm, „Felix, wo hast du das Messer?“

„Ich habe es nicht,“ antwortete er keck.

„Nicht?“ Doktor Hollmann ergriff den Arm seines Sohnes und schüttelte das Messer aus dem Aermel heraus. „Theodor hat recht, du bist ein Dieb und ein Lügner, ich schäme mich deiner!“

Felix aber schrie: „Mein Arm, mein Arm, o weh mein Arm, du hast meinem Arm weh gethan.“

„Wenn du nicht ein elender Krüppel wärest, so würde ich dich ganz anders züchtigen. Schläge gehören dir, — du giebst selbst Theodor sein Messer wieder, hörst du?“

Aber Felix jammerte nur über seinen Arm; „Papa hat mir wehe gethan,“ klagte er der auf sein Geschrei herbeigeeilten Wärterin, und hernach, als die Mutter heimkam, verklagte er auch den Vater bei ihr.

„Siehst du, daß ich recht hatte?“ sagte die Mutter in großem Verdruß, „du solltest nichts mit dem Schlingel zu thun haben, der Verkehr mit dem hergelaufenen Knaben bringt nur Unheil.“

Und sie streichelte und schmeichelte zum Ersatz für des Vaters rauhe Behandlung so viel an ihrem Herzensfelix herum, bis derselbe sie unwirsch von sich schob. „Du machst mich ganz krank mit deiner Schmeichelei.“

Doktor Hollmann aber saß mit gebeugtem Haupte in seinem Zimmer, dessen Thüre er verriegelt hatte. Sein Sohn, sein einziger Sohn — ein Dieb und ein Lügner! Sollte er auch dessen Schädel betasten und nach den Naturanlagen forschen? oder im Ahnenregister nach Erbfehlern suchen? Woher kam dem Knaben diese Anlage zu solch boshaften Streichen? Hatte das Kind wirklich gar kein Bewußtsein von dem Unrecht seiner That? Wie sehr war über der Pflege des kranken Leibes des Kindes Seele vernachlässigt worden! War er, der Vater, schuldlos? War es möglich, unter den Verhältnissen, wie sie jetzt in seinem Hause waren, diese Vernachlässigung gut zu machen?

Vor allen Dingen mußte Felix zu der Erkenntnis gebracht werden, daß er ein Unrecht gethan, wegen dessen sein Vater mit ihm zürnte, und daß der Vater auf der Forderung bestehe: „Du mußt Theodor selbst das Messer wieder geben.“ Seinen Unwillen konnte er dem Sohn nur dadurch fühlbar machen, daß er sich nicht, wie es bisher immer geschehen, morgens und abends nach seinem Befinden erkundigte und einige freundliche Worte an ihn richtete, die freilich oft mit Undank aufgenommen wurden. Des Kindes Krankheit war bisher immer die Entschuldigung für alle Unart gewesen. Der Doktor beschloß aber bei sich, es solle nicht mehr so sein; jedoch die Ausführung fiel dem Vater wohl fast schwerer, als dem Sohn. Machte er sich doch bereits Vorwürfe darüber, daß er so heftig geworden und dem lahmen Arm Schmerz verursacht hatte.

Nach etlichen Tagen beklagte sich die Mutter: „Georg, dir scheint dein armer, kranker Sohn total gleichgültig zu sein; du siehst nicht einmal mehr nach ihm. Felix kommt mir ungewöhnlich blaß vor, ihm fehlt gewiß etwas."

„Ihm fehlt Luft und Sonnenschein; er sollte mehr draußen auf der Porch sein. Die eingeschlossene Zimmerluft war ihm immer nachteilig.""

„Seitdem du die Porch dem anderen Knaben eingeräumt hast, scheint Felix alle Lust daran verloren zu haben; ich verdenke es ihm auch gar nicht. Er beklagt sich auch bitter, daß du ihn gar nicht mehr liebst, seitdem du den anderen hast."

„Der andere Knabe ist schon seit mehreren Tagen nicht mehr auf der Porch gewesen und wird auch, wenn ich mich nicht sehr irre, nur auf Felix eigene Bitte wieder kommen. Felix weiß sehr wohl, was er thun muß, um seines Vaters Liebe wieder zu erlangen. Und was Theodor anbetrifft — den habe ich in letzter Zeit gar nicht gesehen und auch sein fröhliches Singen vermißt. Wenn Fritz nicht da wäre, würde sich wohl kein Mensch um das Waisenkind kümmern."

„Ich habe von Anfang an meine Hände von ihm gehalten, ich bin auch nicht verantwortlich dafür, wenn ein aufgeblasener Nichtsthuer aus ihm wird. So ein Junge sollte Arbeit haben; es ist ganz verkehrt, ihn umsonst zu füttern; viel besser wäre es, er lernte von frühe an, daß, wer nicht arbeitet, hungern muß. Er könnte ganz gut in der Küche behilflich sein."

„Zum Küchenjungen brauche ich ihn nicht zu erziehen. Wenn ein zehnjähriges Bürschchen seine Schulstunden absitzt und seine Lektionen gut lernt, so hat er seine Arbeit. Wenn er sonst noch etwas thun soll, so kann er mir helfen, aber auf keinen Fall zum Geschirrtrocknen oder Wagenwaschen verwendet werden, das habe ich Fritz und auch der Köchin gleich gesagt. Allerdings darf es so nicht mehr lange weiter gehen; schlimm genug, daß in meinem großen Hause kein Plätzchen für das Waisenkind zu finden war. Daß es jetzt aber fortgesetzt wie ein unreines Tier in den Stall verbannt sein soll, daß ihm jeder Tritt ins Haus verboten und mißgönnt wird, kann ich einst in der Ewigkeit seiner Großmutter gegenüber nicht verantworten. Wenn du denn durchaus verhindern willst, daß der Segen, den die alte Frau auf unser eigenes Kind gewünscht hat, als Lohn für das, was wir an dem verlassenen Kinde thun, demselben zukommt, so sollst du deinen Willen haben."

„Die alte Frau scheint alles klug berechnet zu haben, sie wird wohl gewußt haben, weshalb sie ihren Schützling in unser Haus drängte," sagte die reizbare Frau.

„Der alten Frau ist nie ein anderer Gedanke gekommen, als daß ich behilflich sein sollte, das Kind in einem christlichen Waisenhause unterzubringen. Weil sich nicht sofort ein Platz dort fand, und ich die Hoffnung festhielt, Felix möchte Vorteil und Zeitvertreib von einem kleinen Gespielen haben, behielt ich ihn hier. Wenn die alte Katrin, die sich mit Liebe und Aufopferung des Findlings angenommen und ihn so weit zu einem rechtschaf-

senen kindlich frommen Menschen erzogen hat, heute sähe, wie er in Doktor Hollmanns Hause aufgenommen ist, nicht ihr Segen, sondern ihr Fluch würde unser Haus treffen."

Der Frau Doktor ging es wie vielen, die keinen Glauben haben, der Aberglaube saß ihr wie ein Gespenst im Nacken. Ihre aufgeregten Nerven malten ihr auch jetzt sofort das alte, zahnlose Mütterchen mit zum Fluch erhobener Hand vor die Augen, um so viel mehr, da ihr Gewissen ihr bereits gesagt, daß sie sich durch das Fortjagen eines Waisenkindes von ihrer Schwelle schwer versündigt habe. Sie streckte jetzt abwehrend die Hände aus. „O, Georg, wie kannst du so rücksichtslos meine Nerven erschüttern, das alte Weib wird mir jetzt immer vor Augen stehen und mich quälen."

„Nun, dann verdiene dir ihren Segen," sagte ihr Mann kurz, nahm sein Medizinkästchen auf und ging zum Stall, um anspannen zu lassen.

10. Kapitel.—Zwei Rezepte.

Währenddem Fritz das Gefährt herrichtete, stieg der Doktor die Treppe hinauf. Theodor war gewiß untröstlich über den Verlust seines einzigen Spielzeuges, weil er gar nicht mehr in den Hof heraus kam. Fritz hatte auf Nachfrage gesagt: „Der Bub ist in seinem Zimmer."

Anstatt mißmutig und trübe, wie der Doktor erwartet hatte, saß Theodor eifrig beschäftigt am Tisch, der Thüre den Rücken zuwendend. Das Zimmer duftete nach Tannen, und sofort fiel dem Doktor das wohlbekannte kleine Bäumchen auf. Hatte sich der Knabe seinen Schatz doch wieder verschafft? Anstatt mit Lichtern geschmückt, war der Baum jetzt mit allerlei Enden von Flitterkram und buntem Papier behangen. Also damit hatte er sich beschäftigt und getröstet; und was machte er jetzt? Neben ihm auf dem Tisch lagen zwei Enden von Tannenbäumen, ein großes dickes, und ein kleines, und auf der älteren abgesägten Seite stand „schreibt an Franz Hiller, Pineland, Minnesota."

„Ich schreibe einen Brief an den Knaben, der die Christbäume geschickt hat," berichtete Theodor auf des Doktors Frage.

„Kennst du denn den Knaben, und weißt du, ob es ein Knabe, oder ein Mann ist?“

„Nein, aber Fritz meint, es könne nicht schaden, und ich soll einmal anfragen, ob seine Tante da herum wohnt, dann hätte ich Beschäftigung. Ich bin nicht fortgelaufen, um den Baum zu holen,“ verteidigte er sich. „Fritz hat ihn mir geholt, — zum Trost sagt er — als er mit dem Wagen in die Stadt fahren mußte, und den Schmuck habe ich in dem Kehrichthaufen im Keller gefunden. Mein Brief ist jetzt bald fertig, aber ich habe keine Marke. Könnte ich mir nicht eine Marke verdienen?“

„Du meinst mit Zeitungsverkauf? Nein, mein Junge, das hat aufgehört. Aber ich kann dir Gelegenheit zum Verdienst geben. Komm mit in mein Zimmer, dort giebt es etwas für dich zu thun, hernach sollst du dann Envelope und Marke haben.“

Im stillen wunderte sich Doktor Hollmann, daß Theodor sich nicht nach Kinderart über die Behandlung beschwerte, die er von seinem Sohn erfahren, daß er das Messer gar nicht erwähnte. Daran war aber Fritz schuld. Theodor hatte im ersten Zorn zu den Eltern gehen und Felix verklagen wollen, aber Fritz hatte ihm gewehrt: „Das nützt dir doch nichts, der Doktor glaubt nicht, daß sein Sohn so etwas thun könnte; seiner Mutter kann er alles vormachen, die glaubt ihm doch alles. Der Bengel lügt wie gedruckt, das wissen alle Dienstboten, und er hat schon manchen mit seinen Lügen aus dem Haus gebracht. Sie haben ihn ja auch nie unterrichten lassen, er weiß es nicht besser. Du kriegst dein Messer

schon einmal wieder, wenn er gerade die Laune danach hat; bis dahin mußt du dich mit etwas anderem trösten."

Und dann hatte der gute Fritz dem Knaben das Bäumchen hergefahren und ihm die Ueberreste vom Christbaumschmuck im Kehrichthaufen gezeigt.

Es lagen in des Doktors Zimmer große Packen Pamphlete, die gefaltet werden mußten; er zeigte Theodor, wie er es zu machen habe und ließ ihn bei der Arbeit allein, während er zu seinem Krankenbesuch ausfuhr.

Der Knabe machte sich tapfer an die Arbeit. Es dauerte aber nicht lange, so bemerkte er, daß ihn jemand vom angrenzenden Zimmer aus beobachtete. Es war Felix, der seinen Stuhl so gerollt hatte, daß er einen Blick ins Nebenzimmer werfen konnte. Theodor that, als wenn er ihn nicht bemerke. Nach einer Weile kam der Stuhl näher und schließlich ganz ins Zimmer herein. Theodor nahm immer noch keine Notiz davon, er arbeitete so eifrig, daß es ihm zu warm wurde und er den Rock ausziehen mußte. Felix schien das Zusehen Vergnügen zu machen, er verhielt sich ganz ruhig, bis Theodor mit der Arbeit fertig war und das Zimmer verlassen wollte.

„Warum sprichst du nicht mit mir?" fragte Felix endlich.

„Ich habe dir nichts zu sagen," antwortete Theodor ohne eine Miene zu verziehen.

„Du bist mir böse; da hast du dein Messer!"

Augenblicklich leuchteten die Augen des Kleinen auf, er griff hastig nach dem dargereichten Eigentum und sagte: „Ich danke auch."

Felix lachte spöttisch: „Wofür? Daß ich dein Messer gestohlen habe?"

„Nein, daß du mir's wieder giebst."

„Kannst du jetzt wieder singen?" Theodor nickte. „So, dann setze dich mal gleich draußen in den Hof und singe wieder." Es mochte Felix einfallen, daß eins nötig sei in der Behandlung Theodors, er fügte seinem Wunsch, der nach Befehl klang, „bitte" hinzu.

Als der Doktor zurückkam, saß Theodor eifrig schnitzelnd und dazu mit heller Stimme singend am gewohnten Platz, und das war gerade, was Felix beabsichtigt hatte. Sein Vater sollte wissen, daß der Knabe sein Messer wieder habe. Theodor berichtete auch ganz freudig:

„Ich habe die Arbeit fertig gemacht, und Felix hat mir mein Messer wieder gegeben."

„Selbst?"

„Ja selbst."

„Spielst du jetzt auch wieder mit ihm?"

„Wenn er es haben will, und anständig ist."

Der Doktor mußte innerlich lachen. „Du bist selbständig, das sehe ich; recht so," er klopfte ihm freundlich auf die Schulter, „aber — mein lieber Junge, vergiß nie, daß Felix ein armer, kranker Krüppel ist."

„O nein," und der erschrockene, mitleidige Blick war Bürgschaft genug, daß die kleinen Fäuste sich niemals vergreifen würden.

„Das war recht, mein Kind," waren beim Eintritt ins Zimmer die ersten Worte des Vaters zu seinem Sohn. Freundlich und wohlgefällig legte er ihm die Hand auf den Scheitel und strich ihm das Haar aus der umwölkten Stirn; aber Felix' Miene veränderte sich nicht.

„Du hast gesagt, du schämtest dich meiner. Ein Dieb und ein Lügner bin ich doch noch, auch wenn ich das Gestohlene wieder zurück gab, das ändert nichts an der Sache. Der Knabe," er zeigte hinaus, „ist schön, gesund und fröhlich und thut so etwas nicht; es ist ganz natürlich, daß du ihn lieber hast, als mich."

„Felix, sprichst du so, weil dir dein Unrecht leid ist, oder nur, weil Eifersucht dein Herz erfüllt hat?"

Doktor Hollmann setzte sich neben seinen Sohn.

„Es ist gar nicht natürlich, daß ein Vater ein wildfremdes Kind lieber hat, als sein eigen Fleisch und Blut. Aber von seinem eigenen erwartet man immer das Beste, und wenn es so kommt, daß ein kleiner Fremdling mit Recht sagen kann —

„O, Papa, sag es nicht wieder!" rief Felix in Thränen ausbrechend und die Hände vor die Ohren haltend, „ich kann's nicht noch einmal hören, ist es denn nie wieder auszulöschen? Ich höre es immer vor den Ohren, und jeder Vogel schreit es in die Welt hinaus: „Felix, Dieb! Dieb!"

Zum Glück war die Mutter nicht im Zimmer. Dem Doktor selbst fiel die Aufgabe, so wie sie jetzt vor ihm lag und er sie lösen sollte, schwer genug aufs Herz, die Mutter würde die richtige Lösung unmöglich gemacht haben, weil sie nur an die aufgeregten Nerven ihres kranken, reizbaren Kindes gedacht hätte und nicht an sein Seelenheil. Der Vater sagte einfach, was ihm in den Sinn kam:

„Es giebt ein Rezept dafür. — Bei deiner Frage, ob es nie wieder gut zu machen ist, fällt es mir gerade ein: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben dem Dürftigen"; und noch ein zweites: „Wer seine Missethat bekennet und l ä s s e t, der wird Barmherzigkeit empfangen."

„Ich werde wohl das zweite Rezept nehmen müssen; arbeiten und schaffen mit den Händen, kann ich ja doch nicht." Felix schaute seine armen, dürren Finger an. Muß ich's dem Theodor bekennen? Und dir?"

Der Vater suchte ihm in wenig Worten klar zu machen, daß er sich mit seiner Bitte um Vergebung nicht nur an den Beleidigten und an seinen irdischen Vater, sondern vornehmlich an Gott, an seinen Vater im Himmel, der die Gebote gegeben, wenden müsse. Das brachte aber so viele Fragen, Gegenfragen und Antworten mit sich, daß Felix verwundert sagte: „Aber, Papa, warum hast du mir vorher nie von solchen Dingen gesprochen?"

Der Vater beugte das Haupt: „Siehe, lieber Felix, das war meine Missethat. Erst meinte ich, du seist zu

klein und dann, du seist zu krank, und so ist es gekommen, daß du mit zwölf Jahren kaum das Allereinfachste weißt."

„Aber jetzt wirst du mir alles sagen; ich bin ja kein Kind mehr. Stehen die Rezepte, die du mir vorhin sagtest, irgendwo geschrieben? Kann ich das Buch nicht einmal sehen?"

„Gewiß; sie stehen in der Bibel."

„Aber die Bibel dürfen nur die Priester lesen, sagte mir einmal eine Wärterin."

„Jene Wärterin war jedenfalls katholisch."

Der Doktor ging ohne weiteres hin und holte aus seinem Zimmer dem Knaben die Bibel, die er selbst einst als Jüngling beim Abschied aus dem Elternhause aus seines frommen Vaters Hand empfangen hatte. Das Buch war noch fast neu und wenig gebraucht. Doch dank seiner christlichen Erziehung wußte der Doktor noch recht wohl, wo er die angeführten Stellen zu suchen habe. Er las sie dem Knaben noch einmal vor und ließ ihm das Buch.

„Wenn du auch nicht arbeiten und schaffen kannst mit deinen kranken Händen, so kannst du doch dem Dürftigen etwas geben. Wir wollen einmal annehmen, der Dürftige sei der Knabe draußen. Er war gewiß recht betrübt, als ihm sein einziges Spielzeug genommen war, ich glaube, er hat geweint, und da war keine Mutter, die ihn tröstete, kein Vater, dem er sein Leid klagen konnte. Die Großmutter, die immer sehr gut gegen ihn war, und für die der kleine Ted so tapfer früh und spät in Wind

und Kälte gearbeitet hat, ist tot. Er hat keine Heimat, niemand, der ihn versorgt, niemand, der ihn liebt. Kannst du dem Dürftigen gar nichts geben? Kannst du, der du doch alles, was dein ist, auch nicht verdient hast, weiter nichts thun, als Theodor einen faulen Vagabunden und ein Bettelpack nennen und eifersüchtig werden, wenn dein Vater ein freundliches Wort mit dem einsamen Kinde redet?"

„O, Papa, nein, ich will's ja auch nicht wieder thun; ich habe auch vorhin gesehen, daß Theodor nicht faul ist; er hat gearbeitet an deinen alten Pamphleten, daß ihm der Schweiß heruntertropfte. Aber er spricht nicht mehr mit solchen, wie ich bin."

„Gewiß. Wenn du es haben willst und anständig bist, sagte er mir eben, wird er wieder mit dir spielen. Ich denke, Mama giebt auch ihre Erlaubnis, daß er zu dir ins Zimmer kommt."

Das hatte sie aber bereits gethan. „Laß dich von Papas Schützling etwas unterhalten, während ich fort bin, dann wird die Zeit dir nicht so lang; ich muß heute zum Thee bei Frau Major Holty, und hernach ist Kränzchen," hatte die Mama beim Abschied gesagt.

II. Kapitel. — Der Segen der alten Katrin.

„Susanne, wenn Felix schläft, dann stecken Sie doch das Buch wieder weg," sagte die Frau Doktor heimlich zu der Wärterin, als sie ihren Herzensfelix mit dem offenen Bibelbuch auf dem Schoße fand. „Ich weiß nicht, was meinem Mann einfällt, dem Kinde das Buch in die Hand zu geben, es steht so viel Anstößiges darin."

So war am nächsten Tag die Bibel verschwunden, und niemand wollte wissen, wo sie geblieben war.

„Es ist kein Wunder, daß ich Lügen und Stehlen gelernt habe, ihr macht mir's ja vor," beschuldigte Felix seine Wärterin; die Mama schlief noch, sie konnte das Buch nicht genommen haben. Aber auch sie wollte hernach Susanne nicht befehlen, es wieder herzuschaffen. „Es ist kein Buch für dich, Herzensfelix."

„Bist du auch katholisch, Mama?"

„Gott bewahre!" rief sie, „das fiele mir gar nicht ein, dann müßte ich ja vor Tagesanbruch zur Messe gehen und für jedes unschuldige, kleine Vergehen gleich ein halbes Hundert Gebete sprechen!"

„Giebt es unschuldige Vergehen?" fragte Felix ernsthaft.

„Was du auch für Fragen thust, mein Herzenskind! Zerbrich du dir deinen armen, kranken Kopf nicht mit dergleichen Sachen," und sie hätschelte und schmeichelte an ihm herum, bis er sie von sich schob. „Ach, Mama, ich bin ja kein Baby mehr, und wenn du mich nicht immer daran erinnern würdest, daß ich krank bin, so würde ich mich viel besser fühlen. Wenn Papa bei mir ist, fühle ich mich viel wohler, er behandelt mich jetzt doch wie einen vernünftigen Menschen."

„Dein Vater will jetzt durchaus einen Heiligen aus dir machen!" lachte die Mutter spöttisch. „Werde mir nur nicht zu fromm, mein Herzenssohn, sonst wachsen dir die Flügel, und du fliegst mir davon, und dann stirbt deine Mutter vor Herzeleid. Nein," schluchzte sie auf, „ohne dich kann ich nicht leben, du sollst und mußt gesund und groß und schön und berühmt werden, du mein einziger Trost auf der Welt."

Damit hatte die Mutter nun gerade das gethan, was sie anderen strenge untersagt, nämlich Felix auf den Gedanken gebracht, daß bei den Eltern die Hoffnung auf seine Besserung am Schwinden sei.

„Vielleicht ist es eben so gut, ich lese Felix täglich etwas aus der Bibel vor," dachte der Doktor dann, und hatte auch aufrichtig und ernstlich diesen Vorsatz ausführen wollen, aber, es war die böse Winterzeit und es gab viel Arbeit für einen Arzt. Oft mußte er Tage lang seinem Sohn ferne bleiben, um ihm nicht Ansteckung von gefährlichen Krankheiten zuzutragen. Aus Felix Förderung in der christlichen Erkenntnis wäre

wohl nicht viel geworden, wenn der Vater nicht in Theodor einen tüchtigen Helfer gehabt hätte.

Wenn die Mama ausgegangen war, durfte der Knabe aus dem Hinterhof ins Wohnzimmer kommen und Felix unterhalten. Felix benutzte die Gelegenheit, sich die Worte zu den Melodien, die ihm allmählich bekannt wurden, sagen zu lassen, und da mußte manche Erklärung folgen..

„Dir, dir, Jehova, will ich singen," war eine der Lieblingsweisen der alten Katrin gewesen.

„Wer ist Jehova?" war Felix' erste Frage, wie es auch einst diejenige des kleinen Ted gewesen war.

„Du weißt aber auch gar nichts," sagte dann wohl der gut unterrichtete Sohn der Straße zu dem gehegten, gepflegten und doch so vernachlässigten Freund. Und fast mit ebendenselben Worten, mit denen einst die alte Katrin dem Findling die biblischen Geschichten erzählt hatte, gab dieser sie wieder und holte wohl auch zum Beweis sein Schulbuch, denn der Doktor hatte Wort gehalten und den Knaben in eine christliche Schule geschickt.

Obgleich Weihnachten vorbei war, klangen doch immer noch aus Theodors Munde Weihnachtsmelodien. Das Lied „Zu Bethlehem geboren, ist uns ein Kindelein" zog auch viele Erklärungen und Erzählungen nach sich, und von der Sonntagschule brachte der Knabe mit seinem guten Gedächtnis und seiner schnellen Melodienauffassung manch schönes, neues Lied herein in des kranken Krüppels Zimmer. Felix versuchte auch wohl einmal, mitzusingen, aber es ging nicht, „es thut mir weh auf

der Brust, ich kann nicht selbst singen, bitte, sing mir noch einmal:

„Engel kommt, schwingt eure Flügel,
Tragt mich hin auf Golgatha,
Daß ich seh auf jenem Hügel,
Was für Sünder dort geschah."

Theodor hatte, natürlich erst infolge dieses Liedes, erklärend die ganze Leidensgeschichte erzählen und hernach vorlesen müssen.

„Ich weiß doch nicht, weshalb Mama mir immer nur die dummen Märchenbücher vorliest, es ist doch nichts Wahres daran."

„O, aber die Märchen sind schön," behauptete Theodor, „die biblischen Geschichten muß man natürlich wissen, sonst kann man nicht leben und gut und fromm werden und in den Himmel kommen, wenn man stirbt. Die Großmutter sagt, das ist wie das tägliche Brot, aber die Märchen sind wie der Kuchen."

„Deine Großmutter war eine kluge Frau; siehst du, mich haben sie mit Kuchen und Naschwerk gefüttert, bis ich krank bin und Ekel daran habe."

Dafür, daß Theodor nicht zu viel Naschwerk bekam, sorgte Susanne, die es nicht gestattete, daß Felix schön gebundene und prachtvoll illustrierte Märchenbücher mit in den Stall wanderten. Im übrigen war sie dem kleinen Fremdling sehr freundlich zugethan, erleichterte derselbe ihr doch die Arbeit mit ihrem Pflegebefohlenen. „Felix ist ganz anders, seitdem er gleichalterigen Umgang hat," behauptete sie, und benutzte gerne die Stun-

den, wenn die Knaben beisammen waren für ihre eigene Ausspannung und Erholung.

So verging der Winter, und der Frühling fand Felix merklich wohler, als es sonst nach dem langen Aufenthalt in der eingeschlossenen Zimmerluft der Fall zu sein pflegte. „Der Segen der alten Frau," dachte die Doktorin, und schenkte Theodor eigenhändig einen Sommeranzug. Sie hätte jetzt auch nichts dagegen gehabt, wenn der Knabe im Haus neben dem Mägdelogis einquartiert gewesen wäre. „Er bringt mir immer Stallgeruch ins Wohnzimmer," klagte sie ihrem Mann.

„Der ist nicht schädlich, im Gegenteil sehr gesund, davon ist ja der Knabe selbst der beste Beweis," war des Doktors lakonische Erwiderung. „Theodor ist unter der Obhut des zuverlässigen Knechts viel besser aufgehoben, als unter dem Einfluß unserer leichtfertigen Mägde. Fritz sorgt auch dafür, daß der Knabe seine Schulaufgaben lernt; das würde hier im Hause niemand thun."

12. Kapitel.—In Pineland.

Bei Hillers droben zu Pineland in Minnesota war des kleinen Ted ungelenk geschriebener, schlecht stilisierter und noch schlechter buchstabierter Brief ein rechtes Ereignis. Franz war stolz wie ein König, als ihm der Krämer, der zugleich auch Postmeister war, einen an ihn adressierten Brief einhändigte, und wurde puterrot bei der Neckerei: „Wohl von deinem Schatz aus Chicago?“ Franz drehte den Brief wohl erst ein Dutzend Mal herum, studierte an der Adresse und am Poststempel, und als er sich endlich überzeugt hatte, daß der Postmeister keinen Irrtum gemacht habe, steckte er den Brief ein, fuhr die weite Strecke nach Hause und zeigte ihn den Eltern, ehe er es wagte, denselben zu öffnen, und seine Neugierde, wer ihm wohl aus der fernen, weiten, großen Weltstadt einen Brief geschrieben haben könne, zu befriedigen.

Erst konnte niemand bei Hillers recht klug aus dem Geschreibsel werden; nach und nach dämmerte in Franz die Erinnerung auf an die Worte und Adresse, die er den Zwillingsbrüdern seines Christbaumes mitgegeben hatte.

Ted hatte nach seiner und Fritz', des Knechts, Meinung sehr deutlich geschrieben. Bald stellte auch die

kluge Frau Maria fest, was der Brief eigentlich sagen wollte.

„Das arme Büblein! Franz, dem schreibst du aber gleich wieder. Erst elf Jahr alt ist er, und hat rein nichts in der Welt und muß im Stall wohnen wie das Jesuskind einstmals! Du meine Güte, giebt's denn keine Christenmenschen mehr in der großen Stadt, die so ein armes, verlassenes Wurm ins Haus nehmen bei dieser Winterkälte?"

Als aber zu Ende des Briefes herauskam, daß der Knecht, Fritz Müller mit Namen, auch im Stall wohne, und daß er gerne wissen möchte, ob wohl seine Tante Marie Müller aus . . . noch in der Gegend sei, da schlug Frau Hiller die Hände zusammen:

„Meiner Schwester Sohn muß im Stall seine Unterkunft haben? Nein, so was! Seine Mutter drehte sich ja im Grabe herum, wenn sie's wüßte, daß es ihrem Fritzchen so schlecht in der Welt geht. Mann, da mußt du schreiben; sag ihm, daß ich dich genommen habe und daß wir Obdach und Speise genug haben; er kann bei uns als Knecht antreten, so bald er will, und das verlassene Bürschchen soll er nur auch mit herauf bringen, den füttern wir auch noch mit durch. Bei uns schläft im Winterwetter nicht einmal der Hund im Stall, das sag ihm nur."

Während dessen der Brief, den Herr Hiller mit vieler Mühe zu Papier brachte und die englisch geschriebene Einlage von Franz an Ted den Weg nach der Großstadt nahm, stopfte Frau Hiller ein weiches, warmes Bett von

den Federn ihrer diesjährigen Gänse für das arme, heimatlose Bübchen.

Die Antwort, die dann kam, dieses Mal von Fritz selbst an seine Tante geschrieben, brachte zwar große Enttäuschung, aber auch Aufklärung über das Wohnen im Stall in der Großstadt bei reichen Herrschaften. Vielleicht würde er einmal später die Tante besuchen, wenn der Doktor ihn gerade nicht nötig brauche und — so schrieb Fritz — „dem kleinen Burschen, den der gute Doktor von der Straße aufgelesen hat, geht nichts ab, er ist so frisch und fröhlich wie ein Fisch im Wasser hier im Stall bei mir. Wir haben unsere Gesellschaft und Freude zusammen. Seitdem er im Heu liegt und seine frommen Kirchenlieder singt, haben alle Ratten und Mäuse Reißaus genommen."

Ob sich das nun wirklich so verhielt, oder nur Spaß von Fritz war, bleibt dahingestellt. Franz hatte sich schon so auf die neuen Hausgenossen gefreut, daß er ein paar Tage lang den Kopf hing und das Pfeifen vergaß. Seine Mutter war aber über mehr als einen Punkt beruhigt. Es gab doch noch gute Leute in der großen Stadt, und ihrer Schwester Sohn war doch auch kein Heide geworden, denn wo anders her als von Fritz konnte das Straßenkind seine frommen Lieder haben?

Es blieb vorläufig bei diesen zwei Briefen.

Als aber der Sommer herankam und des Doktors Familie sich rüstete, wie gewöhnlich mit dem kranken Sohn ins Bad zu reisen, auch die Schulen Ferien hat-

ten, entstand die Frage, was jetzt mit Theodor werden sollte?

Ins Waisenhaus? Dagegen protestierte Felix: „Dann kann ich ihn gar nicht mehr sehen.“ Dagegen war jetzt auch die Frau Doktor: wo blieb dann der Segen der alten Frau? Und der Doktor war im innersten Herzen erst recht schon immer dagegen gewesen; er sah den Segen der alten Katrin zwar nicht im äußeren Gedeihen seines eigenen Kindes; er wußte, das war nur Schein, ein letztes Aufflackern der Lebensflamme. Er sah die Erfüllung seines Weihnachtswunsches, daß seines Kindes Seele bereitet werde zum Eingang ins ewige, selige Leben. Und dies geschah doch auch durch die alte Katrin, denn Theodor übertrug ja nur in kindlicher Einfalt, was ihm die alte fromme Frau eingeprägt hatte; der christliche Einfluß auf Felix und durch denselben auf das ganze Haus war nicht zu verkennen. Das Waisenkind hatte ihm Segen ins Haus gebracht. „Mein Theodor,“ sagte der Doktor wohl, wenn er das fröhliche Kind im Hinterhof traf, und legte ihm wohlgefällig die Hand auf den lockigen Scheitel. Nein, seine Gottesgabe wollte er nicht ins Waisenhaus thun. Aber der alten Katrin mußte das Versprechen gehalten werden, daß der Knabe unter gutem, christlichem Einfluß blieb. Ihn ins Bad mitnehmen? Davon war keine Rede. Ihn aber während der langen Sommermonate in der Stadt und im Stall ohne Aufsicht zu lassen, da man doch Fritz und die Kutschpferde des Kranken wegen mitnahm, das ging durchaus nicht.

Der Knecht verfiel endlich auf den Ausweg: „Schicken Sie den Kleinen zu meiner Tante nach Minnesota.“

Nachdem der Doktor von Fritz die Verhältnisse erkundet und Farmer Hillers Brief, den ihm seine Frau diktiert, gelesen hatte, schrieb er selbst an Fritzens Tante und bat dieselbe, seinen Schützling während der Sommermonate unter ihre Flügel zu nehmen.

Und er hätte keinen passenderen Platz finden können. Frau Marie setzte fort, was die alte Katrin begonnen. Franz war „ein Herzensbub“, wie seine Stiefmutter sagte, aber er war doch ihrem Wunsche nach eigentlich zu still, „zu innerlich“, wie sie sich ausdrückte. Theodor, das war so einer, ganz nach ihres Herzens Wunsch, fröhlich, lustig, schelmisch, konnte mit ihr um die Wette singen, und was das Beste war, er konnte schon alle die schönen Lieder und war kein „Heidenkind“, obgleich er aus der bösen Stadt kam.

Seine erste Reise im Leben mußte nun Ted freilich allein machen. Der Doktor brachte ihn mit seinem Reisekofferchen selbst zur Bahn, übergab ihn der Obhut des Kondukteurs und sorgte dafür, daß er an der Endstation von Hillers abgeholt wurde. „Er ist vollständig sicher,“ beruhigte er sich bei dem Gedanken, daß er seinen eigenen Sohn wohl mit zehn Jahren nicht hätte allein reisen lassen. Ted hatte aber auch, wie die Großmutter gesagt, früh gelernt, sich selbst zu helfen.

Freilich, als es draußen dunkel wurde, und der Wagen nur immer so in sausender Hast dahinflog, wurde

dem Kinde doch etwas ängstlich zu Mute. Da kam aber bald ein freundlicher Neger, brachte ihm ein weiches Kopfkissen und legte ihn so schön auf dem gepolsterten Sitz zurecht, daß er bald einschlief und erst aufwachte, als die Sonne schon hell ins Fenster blickte.

Immer noch stürmte das Dampfroß, welches die Wagen zog, in die weite, große Welt hinaus; daß sie so groß sei, hatte sich der kleine Knabe gar nicht vorgestellt. Mit großen, verwunderten Augen blickte er jetzt aus dem Fenster; man konnte so weit, so weit sehen, da waren weder Häuser noch Bäume, sondern nur Land und Himmel. Dann kam wieder der freundliche Neger, zeigte ihm, wo er sich waschen und kämmen konnte, und führte ihn in einen anderen Wagen, wo die Tische gedeckt standen und die Leute bereits ihr Frühstück einnahmen. Ted brauchte nur zu sagen, was er haben wollte, und gleich wurde es ihm gebracht. Es kam ihm gerade vor, als ob er in einem der Märchen lebte, die er in Felix Büchern gelesen. Er wußte es eben noch nicht, daß des guten Doktors Fürsorge ihm diese Aufmerksamkeit mit einigen blanken Quarters erworben hatte.

Nachher saß Theodor wieder am Fenster und sah wie draußen sich die Gegend allmählich änderte. Hier kam man an einem Städtchen und dort an schönen Weizen- und üppigen Kornfeldern vorbei, und dann kam Wald und ganze Strecken, wo Hunderte von Christbäumen beisammen standen. Jetzt ging dem Stadtknaben auf einmal ein Licht auf in seinem kleinen Kopf.

L. of C.

O wie war doch die Welt so schön! Am liebsten hätte er jetzt das Lied gesungen, welches er kürzlich in der Schule gelernt hatte:

„O Thäler weit, o Höhen,
O, schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächtger Aufenthalt!

Wenn es beginnt zu tagen
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit."

Mit zehn Jahren verstand er freilich die tiefsinnigen Worte des Dichters noch nicht; aber der Knabe mit der poesievollen Seele fühlte, was er noch nicht begriff.

Doch zu singen wagte er hier nicht. Er sah auf seine Mitreisenden; darunter waren viele verschlafene, verdrießliche, gelangweilte Gesichter, denen die Reise viel zu lange dauerte und die Junisonne zu hell und zu warm schien. Ted hatte das Gefühl, daß sein Gesang nur als Störung betrachtet werden würde.

Gegen Mittag kam der Kondukteur zu dem Knaben, nahm dessen Reisetasche und bedeutete ihm, daß er jetzt gleich am Ende seiner langen Fahrt sei. Als der Zug am Bahnhof einer kleinen Stadt hielt, half er Ted heraus, sprach ein paar Worte mit dem Bahnbeamten.

sprang wieder in den Wagen zurück und der Zug brauste fort, ohne Theodor.

Der Bahnwärter winkte aber sofort einem langaufgeschossenen Jüngling, dessen großer Strohhut Ted beim Aussteigen sofort aufgefallen war, und welcher, mit der Peitsche in der Hand, jetzt verdutzt dem Zug nachblickte.

„Hallo, Hiller! Hier ist dein Besuch."

Der große Landjunge kam und blickte herab auf Ted, und der kleine Stadtjunge blickte hinauf zum Franz. Eine augenblickliche Enttäuschung glitt über beider Züge. Franz hatte sich seinen unbekannten Freund größer, Theodor sich den seinen kleiner vorgestellt. Doch zum Glück dauerte die gegenseitige Enttäuschung nicht lange; ehe die beiden Knaben die Strecke zur Hillerschen Farm zurückgelegt hatten, waren sie die besten Freunde. Theodor, aufgeregt von allem Neuen um ihn her, war sehr gesprächig, und Franz ging durch das, was der Kleine alles berichtete, eine ganz neue Welt auf.

Zum ersten Mal im Leben war nun Ted in einer Familie als gleichberechtigtes Mitglied. Hier saß auch der Knecht mit der Herrschaft am Tisch und alle falteten die Hände zum Gebet, wie er es einst bei der Großmutter gethan hatte. O, und es gab so viel Neues und Schönes draußen auf dem großen Farmhofe, auf den üppigen Feldern, durch deren Wiesen Franz und sein Vater schon die Maschinen fuhren, um das Gras zu mähen. Und hernach auf dem hochgeladenen Heuwagen! Das

Allerschönste aber war der Tannenwald, wo es zwitscherte und jubilierte von Tausenden fröhlicher Vögel und wo es abends so andächtig stille war wie in einer mächtig großen Kirche.

Kein Wunder, daß der Brief, den Theodor auf des Doktors strengen Befehl gleich schreiben sollte, um seine glückliche Ankunft zu melden, überfloß von Freude und Jubel, und in Felix den Wunsch wachrief: „Wäre ich doch bei Theodor und nicht an diesem langweiligen Badeort, wo man nichts sieht als die eintönige See, auf der die Sonne einem immer die Augen blendet."

Erst fürchtete sich Theodor ein wenig vor dem großen, hageren, ernst aussehenden Farmer Hiller und der Mann beachtete das Kind kaum. Am ersten Abend aber kam die Rede auf die Weihnachtsbäume, welche die Ursache der Bekanntschaft gewesen waren, und Ted erzählte recht lebhaft, wie er zu dem kleinen Tannenbaum gekommen war. Dabei kam es heraus, daß er monatelang mit dem Profit, den er am Zeitungsverkauf machte, den Unterhalt für sich und die Großmutter verdient. Da fand der schlaue Farmer doch, daß „ein fixes Kerlchen in dem Buben stecke." Und Theodor stieg bald noch mehr in seiner Achtung.

Herr Hiller wollte ihm beim Gutenachtsagen sein Wohlwollen dadurch ausdrücken, daß er ihm einen blanken Nickel schenkte, doch Theodor zog die Hand zurück und sprach: „Die Großmutter sagte, Geld, das man nicht verdient hat, muß man nicht annehmen."

Hiller lachte wohlgefällig. „Kannst morgen mit helfen Heu machen und Geld verdienen."

„Aber, Vater!" wendete Frau Marie ein, „das kleine Bübchen?"

„Dabei wächst er — guck den Franz an — und die Zeit wird ihm nicht lang. Nachher kann er den Stadtleuten erzählen, daß wir Farmer das Brot auch nicht mit Faulenzen vom Himmel runter kriegen."

„Heut wird's heiß," sagte Herr Hiller zu Theodor, als derselbe sich richtig am anderen Morgen zur Mithilfe einstellte, „kannst du auch die Sonne vertragen?"

Der Knabe mußte wohl etwas wie Spott aus des Farmers Worten herausgefühlt haben. Er wollte daher dem Mann zeigen, daß er sich weder vor den Sonnenstrahlen noch vor der Arbeit fürchte. Und an dem Tage aß Ted wirklich im Schweiß seines Angesichts sein Brot, zur großen Verwunderung des Farmers.

„Hätt nicht gedacht, daß ein solches Kerlchen so anfassen thäte," sagte er zu seiner Frau, als Theodor schon früh abends den Schlaf völliger Erschöpfung schlief.

„Du nimmst ihn mir aber nicht wieder mit hinaus. Was soll ich denn dem Doktor sagen, wenn der Knabe krank wird? Er kann mir beim Vieh zur Hand gehen und den Kaffee aufs Feld tragen, dann vergeht ihm auch die Langeweile."

„Meinst du denn, daß der Doktor sich jetzt, da er den Bub auf uns abgeladen hat, noch viel um ihn kümmern werde? Der ist froh, daß er ihn los ist."

In zwei bis drei Tagen hatte sich Theodor jedoch so ganz in die neue Umgebung gefunden, als ob er dafür gemacht wäre, und er füllte seinen Platz aus, als ob derselbe nur auf ihn gewartet hätte. Am Feierabend saßen dann alle vor der Thüre wie eine zusammengehörige Familie. Farmer Hiller rauchte sein Pfeifchen und Franz schnitzte und pfiff leise die Melodien vor sich hin, die Frau Hiller und Theodor laut in den dämmernden Abend hinein sangen.

„Du, den lassen wir nimmer wieder von uns," erklärte Frau Hiller ihrem Manne, nachdem Ted erst acht Tage dort war; und Herr Hiller meinte: „Ist mir schon recht. Ich kann gerade so gut zwei ernähren, als einen, und Arbeit giebt's genug auf so einer großen Farm."

Theodor wäre es gewiß auch ganz recht gewesen, immer hier zu bleiben, denn ihm gefiel es ausgezeichnet bei Hillers. Die Hilfe, die er leistete, kam ihm gar nicht hart an. Alle arbeiteten ja, und wenn er mit dem Vesperbrot durch den Tannenwald und die Wiesen und Felder wanderte, die Vögel pfeifen hörte und selbst mit ihnen um die Wette singen konnte, dann war ihm das eitel Vergnügen. Frau Hiller im Haus und auf dem Hof helfen und sich dabei allerlei Schönes erzählen lassen, deuchte ihm auch keine Last. Nebenbei gab es auch genug freie Zeit, in der er mit Franz zusammen die Gegend durchstreifen, im Flusse baden und allerlei Vergnügen genießen konnte.

15. Kapitel.—Unter den Tannen.

Aber die Rechnung war ohne den Wirt gemacht. Das erfuhren die Hillerschen Eheleute, als nach vier Wochen ein Brief von Doktor Hollmann mit einer Geldanweisung „für Kost und Logis des kleinen Theodor" ankam, zugleich mit der Bitte, man möge dem Knaben ein Reisebillet besorgen und ihn auf die Bahn bringen. Felix' Zustand sei sehr viel schlimmer geworden, er habe jetzt so großes Verlangen nach dem kleinen Gespielen. Eigentlich hatte Felix dorthin verlangt, wo Theodor war, aber die Frau Doktor meinte, das ginge absolut nicht, daß man sich mit dem Kranken in die Verbannung und Verbauerung begebe.

Hillers meinten, der Doktor müsse wohl ein Anrecht an den Knaben haben, deshalb fiel es ihnen gar nicht ein, seinem Wunsch nicht nachzukommen. Aber das Geld? Nein, das konnten sie nicht nehmen. Es war wohl das erste Mal, daß Farmer Hiller einen Profit zurückwies; aber er war doch ein ehrlicher Mann und „Geld, was man nicht verdient hat, muß man nicht annehmen," klang es ihm im Ohr und Gewissen.

„Der Bub hat das bißchen Essen reichlich abverdient," sagte er zu seiner Frau, „näh ihm das Geld fest

und sicher in sein Unterzeug ein, daß er es dem Doktor wieder giebt und ihm sagt, wir hätten unsere Freud an ihm gehabt, 's thät uns leid, daß es alle wär."

Mit vielem Bedauern brachte dann die ganze Familie Hiller Theodor zur Bahn. Dieses Mal brauchte ihn der schwarze Aufwärter nicht ins Speisezimmer zu leiten. Frau Hiller hatte ihm einen so großen Korb voll allerlei des Guten mit auf den Weg gegeben, daß es gar nicht einmal alle wurde auf der weiten Reise bis zu dem Badeort hin, wo Doktor Hollmanns Familie noch weilte.

Theodor kam wohlbehalten an, und man freute sich offenbar darüber, daß er glücklich da war und so wohl und robust, von der frischen Luft gebräunt aussah, und dazu auch in der kurzen Zeit recht gewachsen war.

„Es hat dem Kinde gut gethan," sagte der Doktor wohlgefällig, „hätten wir Felix doch auch dorthin, anstatt ins Bad gebracht," fügte er mit tiefem Seufzer hinzu.

Ja, Theodor kam aus der frischen Luft und dem Sonnenschein in eine recht traurige, beengende Atmosphäre. Die Schatten des Todes kamen immer näher, das fühlten die Eltern, der Vater mit wehmütiger Ergebung, die Mutter immer noch mit verzweiflungsvoller Widersetzlichkeit.

Felix selbst war so sehr verändert, daß sich Theodor zuerst beinah fürchtete, von allen seinen Erlebnissen, Freuden und Erfahrungen zu sprechen. Doch der Kranke bestand darauf, alles haarklein immer wieder zu hören. Es kam dann wohl vor, daß er selbst mit lachte, wenn

Ted von Franz und ihren gemeinschaftlichen Späßen und Streichen erzählte.

„Er lebt wieder auf!“ jubelte die Mutter und bestand jetzt auf einmal selbst auf einen Versuch mit jener Gegend. „Da Theodor dort so aufgeblüht ist, so wird die frische Wald- und Tannenluft Felix auch heilen.“

„Ja, ja, nehmt mich dorthin, daß ich im Tannenwald liegen und den Liedern der Vögel lauschen kann.“

So machte denn der Vater, um des Sohnes letzten Wunsch zu erfüllen, zuerst allein die weite Reise. Hillers mußten willig gemacht werden, ihr Heim den fremden Gästen, die aus einer ganz anderen Welt in ihre einfachen, stillen, ländlichen Verhältnisse kamen, zu öffnen, wohl mit der Voraussetzung, daß ihre Wohnung die Stätte der Krankheit, der Trauer und des Todes werden würde.

Wie es zu machen sei, hatte dem Doktor Ted unbewußt verraten. „Herr Hiller liebt das Geld, und Frau Hiller ist eine fromme Frau.“

Als dann die Sache nach Wunsch geordnet war, wurde alles, was zur Bequemlichkeit notwendig befunden wurde, aus der Wohnung des Doktors in diejenige des Farmers geschickt. Hiller freute sich jetzt, daß er im vergangenen Jahr ein geräumiges Haus gebaut hatte, es bezahlte sich, Sommergäste zu haben.

„Da, wo unsere Christbäume gewachsen sind,“ sagte Ted, als es nun bestimmt war, daß sie alle nach Pineland reisen wollten, „ist noch der alte Stamm mit drei abgesägten Zweigen; dort hängen wir deine Hänge-

matte auf. Franz ist so groß und stark, daß er dich wie ein kleines Kind auf den Arm nehmen und die Anhöhe zum Wald hinauf tragen kann."

In weniger als zwei Wochen nach seiner Abreise war Theodor wieder da, und mit ihm die ganze Doktorsfamilie, mit Susanne und Fritz.

Doktor Hollmann hatte erwartet, daß es so sein würde, wie es gewöhnlich mit einem ruhelosen Kranken ist, daß Felix, sobald er dort sei, anderswohin verlangen würde. Dieses Mal hatte der Vater sich geirrt.

Als Franz, der dem armen Kranken gegenüber gar nicht so schüchtern und ungelenk war wie gegen dessen Eltern, nun wirklich Felix auf seinen starken Armen herausgetragen und dieser in seiner Hängematte, sanft schaukelnd inmitten des Tannengrüns lag und die drei nun beisammen waren an der Stelle, wo einst die drei Tannen in die Höhe gestrebt, da atmete er tief auf und sagte:

„So ist's schön! Rings umher ein grüner Vorhang, und dort oben, über den Kronen der Baumriesen ein Stückchen Himmel, gerade groß genug, daß ich hindurch kann, wenn die Engel mir ihre Flügel leihen. Teddie, jetzt mußt du mir's jeden Tag vorsingen: „Hebt mich höher, hebt mich höher," bis sie kommen und mich auf Zions Hügel tragen und mir das Perlenthor öffnen."

Und Theodor in seiner kindlichen Einfalt erwiderte auf die abgesägten Stämme zeigend:

„Ja, siehst du, Felix, dein Baum war der größte und schönste, darum darfst du auch vielleicht zuerst zum

Christkind in den Himmel, und dann erzählst du meiner Großmutter alles. Sie ist jetzt nicht mehr eine arme Waschfrau, jetzt ist sie ein Königskind."

Franz aber, der große „innerliche" Farmersohn wendete sich um und zerdrückte eine Thräne im Auge.

Doch die Mutter, die gefolgt war, um zu sehen, ob ihr Herzensfelix auch gegen Wind und Zug geschützt sei, sank nieder neben der Hängematte, umklammerte ihren „einzigen Trost auf Erden" und bat:

„Nein, Felix, so darfst du nicht sprechen und denken; sieh, es bricht mir mein Herz, wenn du vom Weggehen redest, du wirst doch nicht ohne deine Mama gehen? Wenn du jetzt nur gesund werden willst, Herzensfelix, dann ist alles gut. Sie haben dir in letzter Zeit so viel vom Himmel vorgesprochen, daß du dir jetzt einbildest, du müßtest sterben. Denk dir doch, Kind, das willst du doch nicht, ins dunkele Grab, das schreckliche, da willst du doch nicht hinein?"

Leidenschaftlich umfaßte und küßte die Mutter die abgezehrte Gestalt.

„O, Mama," seufzte der Kranke, „du nimmst mir ja alle Luft," er schob sie von sich, dann hielt er seine Hände zum Licht: „Sieh, da kann man ja durchsehen! einen sehr starken Engel braucht der liebe Gott gar nicht einmal zu senden, um mich auf die Flügel zu nehmen; ich bin nicht mehr schwer, nicht wahr, Franz? Ans Grab denk ich gar nicht, und du mußt mich nicht daran erinnern; Papa sagt, ich soll immer nur nach oben schauen. Nein, Mama, gesund wie Franz und Theodor

kann ich nicht mehr werden, aber ich kann zuerst von uns Dreien das wirkliche, richtige Christkind sehen, ich warte jetzt nur, bis sich dort oben in dem kleinen Fleckchen Himmel, das ich von hier aus sehen kann, das Perlenthor für mich aufthut."

Der letzte Strohhalm der Hoffnung war der armen Mutter genommen. Mit einem verzweifelnden Aufschrei stürzte sie bewußtlos zu Boden. Franz und der herbeigeeilte Doktor trugen sie in ihr Zimmer im Haus.

Als sie wieder zu sich kam, schien Frau Hollmann nur halb bei Sinnen zu sein, denn sie tobte und raste in verzweifelter, ohnmächtiger Wut, verwünschte Gott und alle Welt und wollte sich selbst aus dem Leben schaffen.

„Ich habe es längst gefürchtet, daß es so kommen würde," sagte der Doktor. „Meine Frau hat ihre Nerven aufs äußerste überspannt. Seit Jahren schon diese rastlose Zerstreuungssucht! Die vollständige Abspannung wird nun folgen, Gott gebe, daß sie die Krisis glücklich übersteht."

Frau Hiller benahm es fast den Atem, „das gottlose Weib so schimpfen zu hören." Sie hätte nicht gedacht, daß es in dieser christlichen Zeit auch noch Leute gebe, die vom Teufel besessen seien, und das wäre ihre Herrin, sagte Frau Marie zu Susanne.

„Das braucht Ihr mir nicht erst zu sagen," antwortete diese, „ich bin nicht zwei Jahre in ihrem Dienst gewesen, ohne das zu wissen. Aber so schlimm hat sie sich noch nie angestellt. Thun Sie nur alle Scheren und Messer weg, es giebt sonst noch ein Unglück."

Frau Marie war aber eine zu gute Dienerin ihres Herrn, um denselben so verunglimpfen zu lassen. Die Frau Doktor war an die unrichtige Thür gekommen, wenn sie glaubte, mit ihrer Lästerung so fortfahren zu können.

Das, was der Prediger ihr vor Jahren ins Gewissen geredet hatte und was sie ihm so übel genommen, war nur stilles, sanftes Säuseln gegen das, was sie nun von der resoluten Frau Marie zu hören bekam. Die Bibelstellen, in denen die Nichtigkeit und Ohnmacht des Menschen gegen seinen Schöpfer erwähnt werden, waren Frau Hiller sehr geläufig; ebenso auch diejenigen, die vom Zorn des Allerhöchsten und von den Pflichten seiner Geschöpfe reden. Ganz furchtlos und in heiligem Zorn führte Frau Marie die Sache ihres Herrn und schmetterte die wahnsinnig Tobende ganz zu Boden. Es ging so wie es gewöhnlich geht, wenn ein Stärkerer über den Starken kommt: „Der böse Geist fuhr aus von ihr."

Frau Marie hatte dann aber auch den rechten Balsam für verwundete Seelen und selbst ein innig mitleidiges Herz und eine sanfte, milde und doch so bestimmte Weise, mit Kranken umzugehen. Und die Frau Doktor war recht krank.

„Gehen Sie zu ihr," bat bald Susanne Frau Hiller. „Wenn sie ihre böse Stunde hat, werden Sie besser mit ihr fertig, als ich. Ich will viel lieber Ihre Puten füttern und Ihren Arbeitern das Vesperbrot herrichten, als bei einer Kranken sitzen, der ich doch nichts recht machen kann."

So wurden die Plätze gewechselt. Susanne besorgte mit tüchtigen Mägden den Haushalt; Frau Hiller wurde Wärterin, und es war so für alle Teile gut. Wenn Doktor Hollmann nicht vorher schon die Hand des Höchsten in seinen Wegen gesehen hätte, jetzt konnte er dieselbe nicht verkennen.

Von seiner Frau hieß es nach und nach: „Es wurde besser mit ihr," und zwar nicht nur leiblicher Weise.

14. Kapitel.—Zur Ruhe.

Felix lag unterdessen tagtäglich in seiner grünen Burg, beschützt und gut unterhalten von seinen zwei getreuen Knappen.

Fritz Müller hatte Franz in der Landarbeit abgelöst, damit der Kranke nach seinem Wunsch den Knaben immer bei sich haben könnte, und der große Landjunge war so zart und zuverlässig als Pfleger, daß Doktor Hollmann ihm ohne Bedenken seinen kranken Sohn anvertraute.

Theodor sorgte für Spiel und Unterhaltung, Franz war noch Kind genug, darauf einzugehen, und Felix schaute stillvergnügt zu. Für die beiden gesunden Knaben waren es unvergeßlich schöne Wochen, die sie da neben des kranken Freundes Hängematte, am Fuß der alten Muttertanne, zubrachten; für Felix war es ein friedliches Warten an der Pforte des Paradieses.

„Geht es auch noch?“ fragte der Vater wohl besorgt, wenn sich des Morgens der starke Träger einstellte, um Felix in den Wald hinaus zu tragen.

„O ja, Papa, es ist dort so schön, und wenn die Engel meine Seele geholt haben, dann laßt mich dort immer schlafen.“

So verging ein schöner sonniger Augusttag nach dem anderen. Von unten klang das Geklapper der Erntemaschinen herauf zum Tannenwald, von oben das Gezwitscher der vieltausend Vögel herunter zu den Knaben. Die Schnitter freuten sich, daß sie ohne Furcht vor Regen ihre Garben in die Scheunen bringen konnten, und die Kinder, daß kein trüber Tag ihren Waldaufenthalt störte. Derweilen lag im dunkel verhangenen Zimmer matt und schwach wie ein kleines Kind die Mutter und lernte sich in Gottes Wege fügen. Frau Marie saß oft und viel, mit einer Handarbeit beschäftigt, bei ihr. Was die zwei zusammen sprachen, hörte kein Dritter, aber allmählich lernte die Frau Doktor die Hände falten und sagen: „Dein Wille geschehe."

Als die Aepfel und das Welschkorn reiften und die Sommervögel in den höchsten Wipfeln Zusammenkünfte hielten und mit viel Gesurre und Geschmetter ihre junge Mannschaft zusammenbrachten, um über die Reise ins Winterquartier zu beraten, da trug Franz seine Last, die immer leichter geworden, zum letzten Mal heim.

„Sie kommen jetzt bald, ich fühle es, ich meine, ich könnte manchmal schon das Rauschen ihrer Flügel hören," hatte Felix an dem Tage zu Theodor gesagt, und der kleine Knabe hatte atemlos gelauscht und dann erwidert: „Das war nur das Flüstern der Tannenbäume; ob ich sie wohl sehen kann, wenn sie dich holen?"

Gesehen hat er sie nicht, denn in der Nacht, als Theodor fest schlief, kamen sie leise herniedergeschwebt und holten die Seele seines Freundes; am Morgen lag die

abgezehrte Hülle, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen da und sprach nie mehr ein Wort zu ihm. Theodor weinte dem Gespielen fast so schmerzlich nach wie damals der Großmutter, denn er hatte in der letzten Zeit Felix recht lieb gewonnen.

Auch im Krankenzimmer der Mutter war kein lautes Wehklagen mehr; sie hatte sich ja einem Stärkeren gefügt und weinte ihrem Herzensfelix nur stille Thränen nach.

Farmer Hiller und Fritz Müller gingen am nächsten Tage in den Tannenwald, gruben den alten ausgedienten Stamm, der einst die drei Weihnachtsbäume getragen hatte, heraus und machten dort ein Bettlein in der Erde zurecht. Felix letzter Wunsch sollte auch noch erfüllt werden. Dort, wo er ein wirklich „Glücklicher" geworden war, sollte er ruhen. Doktor Hollmann hatte Farmer Hiller den Tannenwald abgekauft. Felix' Grab war das erste dort; und dann schenkte der Doktor das Grundstück der kleinen, noch im Entstehen begriffenen Gemeinde von Pineland zum Gottesacker.

Fritz schmückte, als das Kämmerlein fertig war, es innen ganz mit Tannengrün. Franz und Theodor durchstreiften alle Wiesen, um Blumen für ihres Freundes Grab zu suchen, und brachten täglich neue; sie saßen oft stille bei dem kleinen Hügel und gedachten ihres Freundes oder sie sangen ihm ein Lied, denn Theodor glaubte fest, „das kann Felix dort oben ganz gut hören, und wenn auch die Engel, bei denen er jetzt ist, schöner

singen können, so freut er sich doch, wenn wir an ihn denken."

Zur Bezeichnung der Stelle, wo die sterbliche Hülle seines einzigen Kindes ruhte, ließ Doktor Hollmann einen schönen Marmorstein setzen, der die Gestalt eines betenden Engels hatte. Theodor jauchzte laut auf, als er denselben zuerst mitten im grünen Tannenwald gewahrte.

„O, wie wird Felix sich freuen, wenn er jetzt herunter schaut!"

Franz liefen die hellen Thränen über die Wangen. Ihm wurde der Ort von jetzt an eine heilige Stätte, wohin er ging zu beten. Auch in späteren Jahren brachte er oft eine stille Feierabendstunde da zu, wo er einst so fröhlich pfeifend die Christbäume abgeschnitten. Die „drei Brüder" waren die letzten, die Franz dort absägte, hinfort mußten die jungen Tannen zum Schmuck und zum Schutz des Gottesackers dienen; nur die alten knorrigen, vertrockneten Stämme durfte er noch fällen.

Sobald die Frau Doktor sich stark genug fühlte, mußten die Eltern nun den stillen Ort verlassen, wo sie ihr Glück begraben hatten, und mußten zurückkehren in die laute, unruhige Stadt, in das verödete Haus. Die Welt mußte wieder in ihre Rechte treten. Das Leben und des Lebens Arbeit lag noch vor ihnen.

Dem Doktor klang jetzt manchmal der Schmerzensschrei seiner Frau am Weihnachtsabend in der Seele wieder: „Kein Kind im Haus, o Gott, diese Oede des Daseins!" Er wunderte sich nur, daß seine Frau das

nie erwähnte, daß sie sich mit viel mehr Ergebung, als er je von ihr erwartet hatte, rüstete, in die einsam gewordene Heimat zurückzukehren. Erst als ihr Mann ihr mitteilte, Herr Hiller und seine Frau hätten die Absicht und den Wunsch ausgesprochen, den kleinen Theodor ganz bei sich zu behalten und ihn an Kindesstatt zu adoptieren, kam es zu Tage, was sie sich wirklich gedacht hatte.

Durch diese Mitteilung offenbar erschreckt, entgegnete sie: „Nein, Georg, das wirst du doch nicht zugeben!“

„Ich könnte keine geeignetere Heimat für den Knaben finden, er ist gerne hier und hat alles, was die alte Katrin jemals für ihn hätte wünschen können.“

Frau Elise war noch sehr schwach, ein nervöses Zittern bemächtigte sich ihrer, die innere Aufregung war zu groß.

„Georg,“ rief sie schmerzlich, „Hillers haben noch einen Sohn, wir keinen! Was sie können, kannst du das nicht auch? Denke dir unser ödes Haus, und der Knabe ist so fröhlich und gesund, er brächte wieder Sonnenschein in dasselbe.“

„Der Knabe ist mir sehr lieb,“ entgegnete Doktor Hollmann ernst, „und es kostete mich keinen geringen Kampf mit mir selbst, ihn wieder herzugeben, seine helle Stimme nicht mehr zu hören und nicht mehr in seine treuen Augen blicken zu können. Gott hat uns einmal den Sonnenschein nehmen müssen, weil wir ihn nicht wert waren, er müßte es wieder thun, denn —“

„Ich habe nie gedacht, daß du abergläubisch wärest, Georg!“

„Nicht abergläubisch, nein, aber ich bin ein ehrlicher Mann; wenn ich ein Versprechen gebe, dann halte ich es auch. Ich habe der alten Katrin feierlich versprechen müssen, daß das Kind christlich erzogen werde. Nun frage dich selbst, kann in einem Hause, in welchem kein Gebet gesprochen wird, kein Gotteswort gelesen, kein Tag des Herrn gefeiert wird, ein Kind christlich erzogen werden? Sobald der Knabe unser wäre, würde er in die Welt und ihre Lust hineingezogen. Er ist schön und begabt, wir könnten Staat mit ihm machen, wenn wir ihn herausputzen, in allen Künsten und Wissenschaften unterrichten ließen. Theodor ist ein Kind, welches sich sehr leicht in seine Umgebung schickt; in ein, zwei Jahren wären alle die frommen Eindrücke und Lehren der alten Katrin vergessen, und was wollte ich dann in der Ewigkeit sagen, wenn sie von mir die Seele dieses Kindes fordert?“

Eine lange, stille Pause entstand. Frau Elise hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt. Hatte sie es sich nicht ähnlich so mit dem Knaben ausgedacht? Nein, doch nicht ganz so. Die stillen Stunden im Krankenzimmer waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Etwas zaghaft kam es dann von ihren Lippen: „Was hindert dich daran, Georg, dein Haus anders einzurichten, wenn davon des Knaben Bleiben oder Nichtbleiben abhängt? Ich werde mich keiner Neuerung widersetzen; nur nicht allein zurück in das totenstille Haus.“

„So sprichst du jetzt, liebe Elise; in der Abgeschlossenheit, die dich hier auf dem Lande umgiebt, und unter den Eindrücken der letzten Zeit ist es dir auch gewiß ernst mit dem Vorsatz. Aber kommen wir zurück in die Stadt, in die alte Umgebung, unter die alten Freunde, in das alte Geleise, dann halten die guten Vorsätze nicht lange stand. Soll man spöttelnd von Frau Doktor Hollmann sagen: „Sie ist fromm geworden?“

Erst neigte sie den Kopf, aber bald blickte sie mit einem Ausdruck von Schelmerei auf in ihres Mannes Augen: „Wenn Doktor Hollmann es vertragen kann, stelle ich mich in seinen Schatten. Sieh, lieber Georg, du bist unterrichtet und christlich erzogen worden, ich nicht. Man machte mich zu einem Weltkind. Du nahmst mich, wie ich war, und konntest mich nicht umwandeln, denn du warst nicht stark genug. Jetzt ist ein Stärkerer gekommen, und der Anfang zur Aenderung ist gemacht; damit bin ich aber nicht gleich auf einmal eine ganz andere geworden; ich bin ganz und gar unwissend, du mußt mich lehren. Nicht nur das, du mußt mir in den Weg treten und vieles verwehren. Es wird dir von mir nicht schwer gemacht werden, denn meine Krankheit, die, ich fühle es, noch lange nicht vorüber ist, wird zunächst alle Teilnahme an den Lustbarkeiten der Welt ausschließen, und unsere Trauer wird von selbst den wenigen Verkehr mit der Außenwelt entschuldigen. Im Hause aber bedarf ich des frommen Kindes Aufheiterung eben so sehr, wie Felix ihrer bedurfte. Theodor soll nicht Schaden nehmen an seiner Seele durch mich, das verspreche ich dir.“

„Theodor selbst soll entscheiden; so wie er wählt, wollen wir es als Gottes Willen ansehen."

„O nein," bat Frau Elise und streckte die Hände wie in früheren Zeiten zur Abwehr von sich, „dann kommt auf mich gleich die Strafe meiner Missethat. Es ist ja natürlich, daß das Kind wählt, dort zu bleiben, wo man es mit offenen Armen aufgenommen und liebreich behandelt hat. Gieb mir erst Gelegenheit, mein Unrecht gut zu machen."

„Durch Bestechung wollen wir ihn nicht an uns ziehen. Wenn Gott es so will, daß wir den Knaben erziehen sollen, dann läßt er dir auch Barmherzigkeit widerfahren."

Der Doktor rief Theodor, der gerade mit einem Sack Nüsse auf dem Rücken, die er mit Franz gesammelt hatte, über den Hof kam.

Bisher war er noch nie in das Zimmer der Frau Doktor gerufen worden. Etwas verlegen strich er geschwinde die vom Wind und vom Bäumeklettern zerzausten Haare glatt und blieb schüchtern an der Thüre stehen. Die Frau Doktor sah sehr blaß und krank aus und lag auf dem Sofa; der Herr Doktor saß in einem Lehnstuhl neben ihr. Er winkte dem Knaben näher heran, fragte ihn nach dem Ertrag der Nußernte und ob er gerne bei Hillers sei. Das letzte bejahte Theodor sehr lebhaft.

„Vielleicht möchtest du immer hier bleiben? Meine Frau und ich müssen jetzt bald nach Hause zurückkehren, wir möchten dich gerne wieder mitnehmen, aber Herr

Hiller und seine Frau möchten dich auch gerne hier behalten. Da wollte ich dich jetzt fragen, was du selbst am liebsten möchtest?"

Die Frau Doktor hielt den Atem an; sie hätte nie geglaubt, daß ihr so viel an der Antwort eines „wildfremden Kindes" gelegen sein würde.

„Wenn Sie immer hier bleiben, dann bliebe ich am liebsten bei Hillers."

„Aber ich muß zurück in die Stadt zu meinen armen Kranken, ich bin schon zu lange fort gewesen. Ich muß wieder an die Arbeit."

„Dann gehe ich mit, wenn Sie — Theodor that einen Seitenblick nach dem Sofa — „mich lassen; ich habe es Felix versprochen, weil Sie sonst so allein sind und mir ein so schönes Zimmer im Stall gegeben haben, das möchte ich auch wieder sehen. Vielleicht kann ich nächsten Sommer wieder zu Hillers."

„Siehst du, Elise," sagte der Doktor freudig, zog Theodor an sich und legte den Arm um ihn.

Die Frau Doktor streckte die Hand aus, nahm die kleine, von Wallnüssen arg befleckte Hand des Kindes und zog sie an ihre Lippen, die vor innerer Erregung zitterten, während die Thränen reichlich über ihre Wangen strömten. Theodor verstand das alles nicht, am wenigsten die Worte der Frau Doktor:

„Jetzt glaube ich auch an Barmherzigkeit;" aber er fürchtete sich nicht mehr so sehr vor „Felix' Mama."

Als er das nächste Mal ins Zimmer gerufen wurde, war er nicht mehr ganz so schüchtern, allmählich verlor

sich seine Bangigkeit, und er und die Frau Doktor wurden recht gute Freunde. Nach und nach, als sie schon lange zu Hause waren, lernte er auch „Mama" zu ihr sagen. Es blieb aber immer, auch als Theodor schon ein großer Mann war, eine gewisse ehrfurchtsvolle Hochachtung in seinem Verkehr mit ihr, während sein Herz sich mit aller Liebe eines Sohnes zu dem Doktor wandte.

Sein liebes Stallzimmer durfte Theodor nun freilich nicht mehr bewohnen, aber es blieb ihm als Spielzimmer. „Ich habe Felix versprochen, daß alles, was sein war, Theodor gehören soll," sagte die Mutter, und Theodor nahm in aller Bescheidenheit Besitz von seines Freundes Nachlaß. Die Rollen waren gewechselt; anstatt daß der Sohn, wie bisher, von der Mutter gepflegt wurde, mußte nun der Knabe die Mutter pflegen und trösten und unterhalten.

Daß die Gesundheit der Frau Doktor ganz niedergebrochen war durch die langjährige Pflege des verkrüppelten Kindes, fanden die Freunde ganz natürlich. Darüber, daß Hollmanns sofort den „Sohn des Stallknechtes" — für den sie Theodor hielten — adoptiert hatten, rümpfte man die Nasen; hernach fanden manche aber doch, daß der Anstand es gebiete, „den kleinen Hollmann" zu Kindermaskeraden, Bällen und solchen Festlichkeiten einzuladen. Da die Einladungen aber nicht angenommen wurden, so blieben dieselben bald aus; man merkte auch, daß Hollmanns sich zur Kirche hielten und neuen Verkehr nach anderer Richtung hin anknüpften.

So war das Band mit ihrer früheren ungläubigen Freundschaft schon längst gelöst, ehe Frau Elise wieder zu den Gesunden zählte, und dann verlangte sie gar nicht danach, es wieder anzuknüpfen. Sie hatte etwas Besseres gefunden als ein Leben im Strudel weltlicher Zerstreuung.

Zu Weihnachten, und regelmäßig im Sommer, brachten Hollmanns etliche Wochen bei Hillers zu. Felix war nicht vergessen, sein Ruheplätzchen im Schatten der immer grünen Tannen ein lieber und gesegneter Ort der Wallfahrt.

Franz und Theodor aber blieben treue und gute Freunde, auch dann noch, als beide die Plätze ihrer Väter eingenommen hatten.

Doktor Hollmann, immer eingedenk des Versprechens, welches er der alten Katrin gegeben, ließ den begabten Knaben wohl alles lernen, was es Schönes und Wissenswertes in der Welt giebt, denn er hatte, wie die alte Frau gesagt, „das Zeug dazu", aber er vergaß auch nicht, ihm den Spruch fest ins Herz zu prägen: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Daß Theodor dann schließlich der Erbe des reichen Adoptivvaters wurde, gereichte ihm nicht zum Schaden und Fallstrick, sein kindlicher Glaube war doch sein köstlichstes Erbteil und die Schätze der Welt wußte er zum Besten der Mitmenschen anzuwenden.

Wer einst das Seelchen, welches die alte Katrin unter dem Seitenweg der Großstadt fand, aus Gottes Gar-

ten gestohlen hatte, ist nie bekannt geworden. Der Allwissende allein weiß es. Diejenigen aber, die dieser Seele verholfen haben, daß sie unbefleckt von der Welt wieder in Gottes Garten eingehen konnte, werden gewiß ihren Lohn empfangen. „Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten, das habt ihr mir gethan," denn „wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf."

DEC. 3 1900

LIBRARY OF CONGRESS
00025369786